

# Buchbesprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **70 (2013)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

## Buchbesprechungen – Comptes rendus

*Caciagli, Stefano: Poeti e Società. Comunicazione poetica e formazioni sociali nella Lesbo del VIII/VI secolo a.C.* Con prefazione di Claude Calame. Supplementi di Lexis LXIV. Hakkert, Amsterdam 2011. VI, 357 S.

In seiner auf pluridisziplinärer Annäherung beruhenden Studie zeichnet Caciagli (C.) ein Bild der lesbischen Gesellschaft und des poetischen Umfeldes von Sappho und Alkaios, das viele vorgefasste Meinungen der älteren und jüngeren Forschung mit der Realität der Texte konfrontiert und korrigiert. In fünf Kapiteln werden dabei zuerst die Hetairien der beiden Dichter (Kap. 1), dann Ort und Anlass der Dichtungen (Kap. 2), die Gründe für die Konstitution der Hetairien (Kap. 3), die darin vorherrschende Ideologie (Kap. 4) und schliesslich die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der männlichen und weiblichen Kreise (Kap. 5) einer eingehenden Prüfung unterzogen. Dabei stützt sich C. in erster Linie auf die einschlägigen Texte der beiden Dichter, die er nicht nur mit philologischer Akribie von sinnsteuernden (und -entstellenden) Ergänzungen befreit – wobei verschiedentlich auch paläographische Aspekte diskutiert werden –, sondern auch nach semantischem und sozio-historischen Gesichtspunkten («Sitz im Leben») untersucht. Drei kurze Exkurse zur Entwicklung der Sapphostudien (299–303), zur Geschichte von Lesbos und Athen im 7. und 6. Jh. (303–307), sowie zur Erziehung in Sparta und Athen (308–310), ein Stellen- und Namenindex (löbliche Beschränkung auf die antiken Namen) und schliesslich eine umfassende Bibliographie runden die eindruckliche Studie ab. Man wird kaum mit unverändertem Bild v.a. von Sappho aus der Lektüre dieser Arbeit heraustreten: So kommt man z.B. nicht umhin, vom verbreiteten Konzept des «sapphischen Thiasos» Abschied zu nehmen (4–11). Sehr oft überlässt C. auch einfach dem Leser die Verantwortung einer definitiven Interpretation, wenngleich seine umfassende Diskussion einer Art Indizienbeweis nahekommt (z.B. 151 «La μόλη del v. 5 di S. 96, perciò, rende sì possibile e forse anche probabile la presenza di una collettività, ma non permette di considerarla assolutamente certa»). Das kann in Einzelfällen dazu führen, dass er sich selbst auf das mögliche, aber nicht endgültig bewiesene Resultat einer ausführlichen Diskussion bezieht (227, wo auf der Interpretation von S. 94 v. 23 aufgebaut wird [123–126]; immerhin vermerkt C. dabei, dass West diese Meinung nicht teilt. Auch dem Rez. scheint in diesem Fall die «ormai largamente condivisa» [123] Auffassung, dass ἐξίης πόθον die Befriedigung des erotischen Wunsches bedeute, nicht wirklich zwingend: Das dreifache anaphorische καί scheint jeweils vielmehr Wirkung und Ausstrahlung der Angesprochenen in den Vordergrund zu stellen). Dies ist und bleibt eine Randbemerkung, die nicht darüber hinwegtäuschen soll, dass uns C. mit seinem Buch eine sehr breite, solide Basis zum besseren Verständnis der sapphischen und alkäischen Dichtung bietet und viele gängige Interpretationen von ihrer Subjektivität befreit. Jeder, der sich mit altgriechischer Dichtung beschäftigt, liest diese Arbeit mit Gewinn: Möge sie fortan die Grundlage bilden, worauf alle weiteren Interpretationen des fragmentarischen Werkes der beiden lesbischen Dichter (inklusive der Diskussionen um die Autorschaft verschiedener Fragmente) aufbauen. Orlando Poltera

**Hippocrates: Volume X. Generation. Nature of the Child. Diseases 4. Nature of Women and Bareness.**

Edited and translated by *Paul Potter*. Loeb Classical Library LCL 520. Harvard University Press, London 2012. XXII, 432 S.

Entamée en 1923, l'entreprise de la publication intégrale du *Corpus hippocratique* dans la Loeb Classical Library se poursuit avec la parution d'un X<sup>e</sup> volume. Les cinq traités édités et traduits par Paul Potter offrent plusieurs points communs qui justifient leur réunion: les deux premiers, *Génération* et *Nature de l'enfant*, concernent le phénomène de la reproduction et du développement de l'embryon et semblent avoir formé un tout. *Maladies IV*, attribué au même auteur pour des raisons stylistiques et de contenu, applique la théorie des humeurs (sang, phlegme, bile, eau) à des observations sur la physiologie et la pathologie. Les deux autres traités, *Nature de la femme* et *Femmes stériles*, appartiennent à un ensemble de textes gynécologiques qui comprend aussi *Maladies des Femmes I* et *II*,



*Superfétation* (Loeb IX) et *Excision du fœtus*. Les cinq traités partagent un certain nombre de théories, appliquent des thérapies similaires, présentent des emprunts textuels et des références internes qui suggèrent une source cndienne commune.

Le type de contenu cependant diffère: la démarche de *Génération, Nature de l'enfant* et *Maladies IV* est principalement théorique, tandis que celle de *Nature de la femme* et *Femmes stériles* est empirique: des cas nosologiques sont exposés, avec de nombreuses thérapies (purgé, insufflation, applications internes, fumigations), et des remèdes puisant dans une riche pharmacopée.

Historien renommé d'histoire de la médecine et spécialiste de philologie classique, Paul Potter a déjà livré la traduction de nombreux traités dans la Loeb Classical Library (V, VI, VIII), ainsi que dans le *Corpus Medicorum Graecorum* (*Morb.* III). Il livre ici une traduction nouvelle en anglais de cet ensemble de textes fondamentaux pour l'histoire de l'embryologie et de la gynécologie antiques. Ses introductions sur la tradition manuscrite sont succinctes, comme l'apparat critique et les commentaires. Pour *Génération, Nature de l'enfant* et *Maladies IV*, l'auteur renvoie essentiellement aux éditions antérieures de R. Joly (Paris 1970), I. M. Lonie (Berlin 1981) et F. Giorgianni (Wiesbaden 2006), pour *Nature de la femme* à l'établissement du texte par F. Bourbon (Paris 2008). Sa traduction du traité *Femmes stériles* est basée sur la collation de deux manuscrits dont ne disposaient pas E. Littré en 1853 et F. Z. Ermerins en 1862.

On relèvera à la fin du volume l'utile lexique des agents thérapeutiques cités. Pour une analyse approfondie de ce catalogue pharmaceutique et des recettes gynécologiques en général, on se tournera vers l'excellente introduction très fouillée de F. Bourbon qui constitue désormais la référence de toute étude sur le sujet.

Véronique Dasen

*Sagredo, Milagros Quijada* (ed.): **Estudios sobre Tragedia Griega. Eurípides, el teatro griego de finales del s. V a. C. y su influencia posterior.** Ediciones Clásicas, Madrid 2011. 274 S.

Das Buch vereint zehn Aufsätze aus einem Forschungsprojekt, das drei spanische Universitäten (del País Vasco, de Sevilla, de Coimbra) und die Universität München zusammenführte. Im Zentrum stehen Betrachtungen zum Spätwerk des Euripides (drei Beiträge) und des Sophokles (zwei Beiträge) sowie allgemeinere Studien zum Niedergang der Tragödie, zur Komik in der Theaterfigur des Fremden, einer Materialsammlung zu den Sprichwörtern oder sprichwortähnlichen Ausdrücken in den Mimiamben des Herodas (eher lose mit dem Thema verbunden) und zur Eigenständigkeit der Motive bei Heliodor trotz literarischer Vorbilder. Den Löwenanteil nimmt aber die Studie von Sánchez zum literarischen Motiv des *Gerüchtes* ein (80 Seiten: fast ein eigenes Buch!). Allen Beiträgen ist ein englischer Abstract vorangestellt, drei sind sogar auf Englisch verfasst. Entgegen der im Titel angekündigten thematischen Einheit ergibt sich für den Leser jedoch kein abgerundetes Bild, zu stark beleuchten die Aufsätze einzelne Themen bis ins Detail. Trotzdem findet der an diesem oder jenem Thema interessierte Forscher in diesem Kaleidoskop neue, interessante Perspektiven, wenngleich manchmal eine gewisse Skepsis angebracht ist. Insbesondere dem Theaterbesucher des 5. Jahrhunderts v. Chr. wird (zu)viel abverlangt: Der phrygische Sklave im *Orestes* von Euripides ist vielleicht dem skythischen Bogenschützen in den *Thesmophoriazusen* des Aristophanes nachempfunden; doch dass sprachliche Echos im Abstand von immerhin drei Jahren die euripideische Szene erst richtig verständlich machen sollen, lässt doch aufhorchen (S. 215–218). Und die Feststellung, dass *Oidipus auf Kolonos* Sophokles' politisches Vermächtnis an die Adresse der Athener sei (S. 127–128), verrät einen leicht romantischen Zug, zumal die dürftige Überlieferungslage (wir besitzen gerade mal sieben komplette Tragödien) dazu einlädt, im Formulieren von solchen Werturteilen grosse Zurückhaltung zu üben.

Orlando Poltera

*De Cremoux, Anne*: **La cité parodique. Etudes sur les Acharniens d'Aristophane.** Supplementi di Lexis. Diretti da Vittorio Citti e Paolo Mastandrea XXXVI. Hakkert, Amsterdam 2011. 423 S.

Das unter die Leitfrage der Einheit der aristophanischen Komödien gestellte Buch zerfällt in zwei umfangreiche Teile: In der ersten Hälfte (S. 18–328) werden zentrale Passagen der Komödie einem paraphrasierenden *close reading* unterzogen, der zweite Teil («essai d'interprétation», S. 329–362) zieht die interpretatorischen Konsequenzen aus der im ersten Teil vorgenommenen Lektüre. Die

Autorin, die mit ihrer Studie die in der Forschung jahrelang präsente Dichotomie zwischen einer rituellen und einer 'politischen' Deutung der aristophanischen Komödien überwinden will, zeigt, in welchem Ausmasse Parodien und der Dialog der literarischen Gattungen untereinander (Komödie, Tragödie, Historiographie und Epos) als dramatisch-komische Mittel die Struktur des Stückes bestimmten und damit die Einheit der Komödie gewährleisten. Dieses Ergebnis würde umso deutlicher, wenn man den Parodie- und Textbegriff weiter fasste und die zahlreichen in der Komödie präsenten Kontexte religiöser wie politischer Natur noch stärker für die Deutung nutzte. Es hätte entscheidend zur Les- und Benutzbarkeit des Buches beigetragen, wenn die paraphrasierenden Kommentare des langen ersten Teils in den zweiten in irgendeiner Form integriert worden wären, zumal man in diesem Einleitungsteil Neues mit der Lupe suchen muss. So steht man am Ende nach der Lektüre der kurzen Zusammenfassung (S. 363 f.) etwas ratlos vor einem seltsamen Diptychon. Bernhard Zimmermann

**Worthington, Ian: Demosthenes of Athens and the fall of classical Greece.** Oxford University Press, Oxford 2013. XXIV, 382 S., 18 Abb.

Das vorliegende Buch vereint, wie der Titel andeutet, Elemente einer Biographie und eines Abrisses der politischen Geschichte von Demosthenes' Zeit. Ab den 360er Jahren konzentriert sich die Darstellung vor allem auf die Beziehungen zwischen Makedonien und Athen. Eingeschaltet in die Erzählung sind Abschnitte, in denen einzelne Reden des Demosthenes situiert, paraphrasiert und zitiert werden. Die Person Demosthenes tritt vor allem in seiner Jugend und in seinen letzten Jahren in den Vordergrund.

Worthingtons (W.) erklärtes Ziel ist es, aus einem von ihm konstatierten Schematismus auszubrechen, bei dem Demosthenes entweder als eigennütziger Politiker ohne Haltung oder als patriotischer Freiheitsheld wahrgenommen werde. Seine eigene Darstellung suggeriert ein Nacheinander: Während Demosthenes anfangs bereit ist, seine Position danach zu wählen, was seinem Fortkommen nützt, handelt er, als er Philipp II. als Bedrohung erkennt, zunehmend konsequent, auch ohne Rücksicht auf die gegenwärtige Stimmung im Volk. Markantester Punkt im allmählichen Übergang ist die Rede *Gegen Aristokrates*.

W. schreibt für eine breite Leserschaft: Alle Fachbegriffe werden erklärt, und W. ist bemüht, möglichst viel Hintergrund- und Detailinformationen zu geben (z.B. zum athenischen Gerichtswesen oder zur Geschichte und Kultur Makedoniens). Die Fülle an Informationen führt teilweise dazu, dass der Text sehr dicht verfasst ist, mit Exkursen, Sprüngen und Rückgriffen; wenn W. sich auf Ereignisgeschichte konzentriert, kann dagegen ein narrativer Fluss aufkommen.

Wegen des angestrebten Publikums bleibt für die Diskussion mancher Forschungsprobleme (z.B. Datierungsfragen, Publikation) wenig Raum, mancher Zusammenhang wird vereinfacht (z.B. 83: die Rede *Gegen Leptines' Gesetz* begünstige die Reichen – „that is why“ die Rede über die Symmorien auch an die unteren Schichten appelliere). Hingegen ist W. grosszügig mit Quellenangaben und Verweisen auf wichtige Sekundärliteratur, so dass sich das Buch als Einstieg zur Beschäftigung mit Demosthenes und der politischen Geschichte des vierten Jahrhunderts gut eignet.

Gunther Martin

**Hurst, André: Sur Lycophron.** Recherches et Rencontres 29. Droz, Genève 2012. 170 S.

Hurst vereint hier eine Reihe von Aufsätzen, die während seiner Arbeit an der Budé-Ausgabe von Lykophrons *Alexandra* entstanden sind. Diese teilweise nur schwer zugänglichen Texte werden hier in überarbeiteter Form zusammengestellt und mit aktueller Bibliographie und Indices versehen.

Der Band ist in zwei Teile gegliedert. Der erste umfasst Aufsätze zu weitergreifenden Themen: zur Datierung des Werks, zur Rezeption des Textes in der späteren Antike und im Mittelalter, zum Stil und der literarischen Technik des Lykophron, zur möglichen Beziehung der *Alexandra* zu Lykophrons bezeugter Schrift über die Komödie und schliesslich zur Rolle Alexanders des Grossen in Kassandras Weissagung. Die Beiträge des zweiten Teils behandeln spezifischere Fragen, oft zu einzelnen Textpassagen. Darunter finden sich etwa eine Abhandlung über die Bedeutung der Bezugnahme Lykophrons auf böotisches Kulturgut, eine Studie über des Dichters Gebrauch der *Odyssee*, Überlegungen zur Möglichkeit der Identifikation einer der im Text genannten Gestalten mit Pyrrhus sowie



die Besprechung zweier Papyrusfragmente, die eine Beziehung zur *Alexandra* aufweisen könnten. Den Abschluss macht eine kurze Notiz, die ein jahrhundertealtes Missverständnis über einen Kommentar des grossen Gelehrten Isaac Casaubon in einer Oxforder Handschrift aus dem Wege räumt.

Nicht nur gibt das Büchlein einen Überblick über die Position eines hervorragenden Kenners zu den aktuellen Fragen der Forschung zu Lykophron; es ermöglicht dem Leser ebenso, einen Zugang zu diesem ausserordentlich schwierigen Text zu finden, indem es ihn in Themen- und Problemkreise einführt und ihn auf die Besonderheiten und gerade auch die verborgenen Schönheiten des Gedichts aufmerksam macht. Es bietet sich also nicht nur Experten zur Lektüre an, sondern auch solchen, die es gern werden möchten.

Christine Luz

**Polybius. The Histories, Volume VI. Books 28–39.** Translated by *W.R. Paton*. Revised by *F.W. Walbank & Christian Habicht*. Unattributed fragments edited & translated by *S. Douglas Olson*. Loeb Classical Library LCL 161. Harvard University Press, 2012. 619 S.

Le dernier volume de la nouvelle édition des *Histoires* de Polybe dans la collection Loeb reprend la traduction des fragments des livres 28 à 39 et l'index établis par W.R. Paton avant sa mort soudaine en 1921 et publiés en 1927. Il bénéficie, comme les cinq volumes parus depuis 2010, de la révision annotée de F.W. Walbank et du minutieux travail de C. Habicht qui reprit le tout en 2007 et accompagna la traduction d'une nouvelle introduction et d'une bibliographie choisie (vol. 1), de notes explicatives et d'index révisés. Pour ces livres complexes (les années 170 à 145 av. J.-C.), la traduction de Paton est corrigée dans ses lapsus (tel "the senate", 30.13.1), rectifiée d'après F.W. Walbank (ainsi *παρέπειπε* (30.19) dans l'épreuve de force entre Rome et les Rhodiens), et le seul bref fragment du livre 37 est réintégré. Les notes, concises, précisent événements et acteurs, corrigent l'erreur (32, n. 45), croisent les sources. Sans doute manque-t-il, dans une édition utile à un large public, une liste des abréviations peut-être sibyllines comme *ISE*, *CID*, *ZPE* (28, n. 12, 15, 35) pour l'épigraphie, ou le fréquent *MRR*, *The Magistrates of the Roman Republic* (29, n. 54; 30, n. 50, etc.). Dans ce volume, S. Douglas Olson comble en outre un manque de l'édition originale en éditant et traduisant 237 fragments non localisables attribués à Polybe (transmis avec son nom ou que la recherche relie aux *Histoires*). Se fondant sur l'édition Büttner-Wobst, il la précise: astérisque pour les fragments douteux, suppression de fragments inauthentiques et de ceux qui ont été replacés dans l'œuvre (frgt 232 dans B.-W.), intégration raisonnée (tels les frgts 98, 122, 233), regroupement de fragments dissociés (frgt 7) ou en doublons (frgt 111). Avec l'ancienne référence entre parenthèses, sa renumérotation reste claire. On pourra regretter des traductions imprécises de termes concrets (*ἡρμόσαντο*, frgt 164; *σωματοποιήσαντος*, frgt 230) ou complémentaires pour le sens, comme *ἀθεσίαν*, défini par le second terme *ἀβεβαιότητα* (frgt 1): "wrongdoing" et la construction sont ici en discordance avec 15.24.6 (analogue, à l'antonyme *τὸ ἐπιτηρύττειν* près) et avec les autres occurrences de l'œuvre. Mais comme le volume, ce travail attentif sera, avec ses notes riches et précises, un précieux instrument de travail.

Marie-Rose Guelfucci

**Hadas-Lebel, Mireille: Philo of Alexandria. A thinker in the jewish diaspora.** Studies in Philo of Alexandria, Volume 7. Brill, Leiden/Boston 2012. XVI, 241 S.

Es ist dies die englische Übersetzung des ursprünglich auf Französisch erschienenen Werkes: *Philon d'Alexandrie. Un penseur en diaspora*, Paris 2003. Die ersten vier Kapitel beleuchten aus historischer Sicht Philons Umfeld, drei Kapitel bieten eine Einführung in Philons Werk, Denken und Verständnis des Judentums, das Letzte widmet sich Philons Nachleben bei Christen und Juden; dazu kommen eine Bibliographie, die leider nicht ergänzt wurde, und ein Stellenindex.

Das Buch ist leicht lesbar, bietet klug in den Text verpackt die nötigen Informationen, um Fachtermini sowie hebräische und griechische Bezeichnungen zu verstehen; es fusst auf zahlreichen Informationen, die sowohl aus der griechischen philosophischen und historischen als auch aus der jüdischen Tradition stammen. Wo nötig, finden sich Hinweise auf Resultate aus der Archäologie, Epigraphik oder Papyrologie. Fussnoten und Verweise auf die Sekundärliteratur sind knapp gehalten, manchmal wünscht man sich zusätzliche Hinweise zu Primärquellen und Sekundärliteratur.

Wie das französische Original, bietet das Buch Studierenden und Forschenden in Geschichte, Philosophie, Judaistik, Theologie des Neuen Testaments und Kirchengeschichte einen umfassenden Überblick über Philon und seine Zeit. Mit Sinn für Dramatik inszeniert die Autorin Philons Wirken vor dem Hintergrund des traurigen Schicksals der Griechisch sprechenden jüdischen Gemeinde Alexandrias. Philons Bedeutung für die europäische Geistesgeschichte veranschlagt sie sehr hoch: Ihrer Meinung nach war er der Erste, der die Philosophie als *ancilla theologiae* betrachtete, eine Haltung, die das ganze Mittelalter über Geltung hatte. Mit der Methode der Allegorese prägte er bis zur Reformation die christliche Bibelexegese. Nicht alle Philonforschenden teilen diese hohe Wertschätzung, die Hadas-Lebel indes plausibel begründen kann. Beatrice Wyss

Scardigli, Barbara: **Plutarco, Licurgo e Numa**. Milano 2012. 585 S.

With the present 19th volume of Plutarch's *Parallel Lives* Biblioteca Universale Rizzoli (BUR) continues to improve and upgrade the scholarly quality of this distinctive and most elegant series. The introductory sections follow the established successful pattern and include *inter alia* Scardigli's updated brief report on Plutarch and his *opus* through the ages down to our day (p. 5–15), Mario Manfredini's revised account of the manuscript tradition of the *Lives* (p. 17–36), Philip Stadter's essay (pp. 37–51) on whether the Plutarchan heroes are models for imitation (where the author rightly points out that those men indicate, through their careers, to the reader what is good and bad generally – even today – and, therefore, are not to be blindly and uniformly imitated), and Scardigli's most valuable bibliography of work on Plutarch (pertaining mainly to the *Lives*) during the first decade of this century (p. 71–149).

Paolo Desideri has written a learned introduction to *Lycurgus* (p. 153–177), the translation is by Giovanna Faranda, and the commentary (especially rich in comparison with most commentaries of previous volumes) by Lucia Ghilli. On the other hand, all *Numa* (introduction, translation, commentary) is the work – not an ordinary feat – of Noemi Lambardi. Both *Lives* have their own particular bibliography, but what makes this BUR volume a landmark in the series so far is, in my opinion, the rich and scholarly notes that accompany the Greek text and illuminate various issues of historical, literary, interpretative, and occasionally textual nature. In short, BUR *Licurgo e Numa* is a fine piece of Plutarch scholarship which, the *apparatus criticus* aside (not provided by this series), can, to some extent, respectably be compared with the corresponding edition of Arnoldo Mondadori (Fondazione Lorenzo Valla). Anastasios G. Nikolaidis

Verdegem, Simon: **Plutarch's Life of Alcibiades. Story, Text and Moralism**. Leuven University Press, Leuven 2010. 499 S.

Simon Verdegem nous livre un commentaire de la *Vie d'Alcibiade* de Plutarque bien structuré, didactique, fondé sur des objectifs clairs et une méthode de travail solide. L'ouvrage contient un index des extraits des textes de Plutarque ainsi qu'un index des sources des auteurs cités. La bibliographie, riche, mériterait cependant d'être actualisée dans sa section relative à la méthode d'analyse, à l'aide d'ouvrages narratologiques plus récents.

Ce commentaire n'est pas construit de façon traditionnelle, phrase par phrase, mais suit une division thématique en dix sections, calquées sur les différents moments narrés dans la *Vie d'Alcibiade*. Le commentaire du «Proème» (*Alc.* 1) est suivi d'une succession de séquences qui restent toujours éloquentes: «A Difficult Character (*Alc.* 2–9)», «The Ascent to Power (*Alc.* 10–15)», «A Thought-Provoking Transition (*Alc.* 16)», «The Great Reversal (*Alc.* 17.1–23.3)», «The Art of Adaptation (*Alc.* 23.4–5)», «From Sparta to Samos (*Alc.* 23.6–26.9)», «Fighting His Way Back (*Alc.* 27–31)», «At the Height of His Glory (*Alc.* 32–34)», «A Tragic Downfall (*Alc.* 35–39)». Chaque section comprend une conclusion qui synthétise tous les éléments et permet ainsi une meilleure compréhension des passages analysés. Dans son introduction générale Verdegem évoque les objectifs moraux des *Vies*; il présente Alcibiade et la façon dont des historiens, orateurs et philosophes d'avant le 2<sup>e</sup> siècle ont représenté ce personnage. Cette introduction expose aussi les trois axes de lecture qui sont suivis dans tout le commentaire et dont les résultats sont synthétisés dans la conclusion générale.

Le premier axe, «Story», aborde les sources de Plutarque et sa méthode de travail dans chaque section étudiée. Verdegem arrive à la conclusion que l'auteur utilise tantôt une large palette de sources,



tantôt quelques sources précises, essentiellement historiques (Thucydide, Xénophon, Ephore), pour orienter la version des faits privilégiée. Pour Verdegem, la ressemblance entre certains passages de la *Vie d'Alcibiade* et d'autres textes du même auteur (p. ex. *Apophth.*, *De ad. et am.*, *Amatorius*) présuppose l'emploi d'*hypomnemata* pour des sujets précis comme l'ostracisme ou la flatterie. Au chapitre de la technique d'écriture de Plutarque, Verdegem montre avec pertinence que l'auteur choisit et agence soigneusement son matériel de façon à mettre l'accent sur certaines vertus ou certains défauts d'Alcibiade. Si les omissions, les déplacements chronologiques, la fabrication ou l'altération des faits rendent parfois la narration plus aisée, elles rendent en même temps l'évaluation morale du personnage, confiée au lecteur, plus difficile.

Le deuxième axe de lecture, «Text», aborde la construction du texte et les différentes techniques narratives. Sont ainsi étudiés dans chaque section l'ordre des faits narrés (examiné par rapport aux faits de ce que Verdegem appelle «the reality level»), le rythme de la narration, la focalisation sur certains faits ou sur certains traits de caractère d'Alcibiade, le discours direct, les renvois à d'autres passages du même texte ou encore les interventions narratives.

Le troisième axe, intitulé «Moralism», envisage la question de l'évaluation morale, souvent difficile, du caractère et des actes d'Alcibiade et cela, en comparaison, souvent, avec ceux de Coriolan. Si Alcibiade apparaît comme un homme visionnaire et persuasif, comme un chef militaire talentueux, il est en même temps trop ambitieux, avide d'honneur et inconstant. La lecture fouillée de Verdegem met en évidence, par ailleurs, le lien important, aux yeux de Plutarque, entre le bien public et la morale privée. En d'autres termes, la *Vie d'Alcibiade* montre qu'un homme d'Etat doit avoir non seulement des vertus politiques mais aussi des vertus dans sa vie privée.

Le commentaire de Verdegem n'est pas seulement un outil de travail précieux mais aussi un ouvrage qui permet de mieux comprendre et apprécier la finesse et la complexité de l'écriture de Plutarque en général.

Maria Vamvouri

Roskam, Geert/Van der Stockt, Luc (Hgg.): **Virtues for the People. Aspects of Plutarchan Ethics.**

Plutarchea Hypomnemata. Leuven University Press, Leuven 2011. 384 S.

C'est un défi de taille que ce volume collectif, édité par Geert Roskam et Luc Van der Stockt, relève avec succès: les contributeurs abordent avec finesse les différents aspects de ce que Ziegler avait appelé les écrits de «philosophie populaire» de Plutarque et s'efforcent de saisir la spécificité de cette philosophie pratique que l'auteur prolifique a voulu transmettre à ses lecteurs. Pour ce faire, ils se concentrent, dans la première partie (*Virtues for the people*), sur la définition de cette philosophie, sur le type de conseils donnés, les vertus prônées, le type de lecteur envisagé et le contexte social où elle est mise en œuvre. La deuxième partie (*Some theoretical questions on ethical praxis*), plus théorique, aborde les fondements, les influences, les caractéristiques ainsi que les implications de cette «philosophie populaire» et des textes qui en traitent. Dans la troisième section, les auteurs s'attachent à des questions telles que l'éducation morale du lecteur et examinent la façon dont Plutarque cherche à soigner les passions de l'âme par ses écrits (*Virtues and vices*). Les contributions de la quatrième partie («Popular Philosophy» in context), enfin, montrent à quel point la «philosophie populaire» est un domaine vaste et varié qui dépasse le cadre, plus étroit, de la vie quotidienne.

Même si la délimitation de ce genre de philosophie par rapport à d'autres mériterait ponctuellement un approfondissement, l'ouvrage apporte des éléments de définition précieux pour sa compréhension, s'appuyant toujours sur des preuves textuelles et des analyses solides. Ainsi L. Van der Stockt montre dans son analyse du *De amicorum multitudine* que le concept de «philosophie populaire» présente des caractéristiques proches de celles des Lumières en Allemagne qui cherchaient à rendre l'homme heureux et à l'initier, grâce à l'éducation, à des vérités pratiques. Plutarque fait appel aux émotions et au sens commun pour sensibiliser par des stratagèmes rhétoriques son auditoire à l'existence de l'amitié idéale, même si celle-ci reste difficilement accessible. Chr. Pelling, de son côté, part de la *Vie de Solon* pour rattacher la «philosophie populaire» à la *metriotês* et montre que chez Plutarque, le *dêmos* et les *pepaideumenoî* ne sont pas égaux devant la compréhension de cette philosophie.



Un autre point fort de ce volume réside dans l'explicitation réussie de la pensée éthique de Plutarque, la complexité de certaines vertus et leurs conséquences pratiques dans la vie de tous les jours. Comme les contributeurs le relèvent à juste titre, Plutarque s'illustre par une très grande flexibilité d'esprit et un certain pragmatisme. P. Desideri évoque ce pragmatisme qu'un homme d'Etat doit avoir dans sa recherche de concorde avec les Romains pour que les cités grecques maintiennent leur autonomie et une apparence de démocratie. J. C. Capriglione, de son côté, montre que ce pragmatisme, cet esprit pratique toujours en mouvement apparaît dans les recommandations du *De capienda ex inimicis utilitate*. Les nuances de la pensée éthique de l'auteur transparaissent aussi, comme le démontre T. Duff, dans les compétences du lecteur que Plutarque construit dans ses textes. Ce dernier doit être avisé et critique, appelé à juger, à comparer, à évaluer et à lire l'histoire de façon philosophique. H.M. Martin, de son côté, examine la relation entre l'action vertueuse et la prise en compte de ses conséquences. Pour cela il recourt aux concepts de *consequentialism* et de *non-consequentialism*, particulièrement aptes à rendre compte de la souplesse de la pensée de Plutarque. J. Opsomer souligne la variabilité des relations entre fortune, vertu et caractère, évoquant les subtiles différences entre ce que Plutarque appelle «la chance morale constitutive» et «la chance circonstancielle».

Plusieurs contributions mettent aussi en exergue, avec beaucoup d'à-propos, les qualités littéraires de certains traités de Plutarque, leur intérêt philosophique ainsi que leur valeur argumentative et rhétorique. Ainsi L. Van Hoof montre que le *De tuenda sanitate praecepta* est écrit de façon à renforcer l'autorité philosophique de Plutarque, capable de manipuler la tradition philosophique et de proposer au lecteur une éthique diététique sans changements radicaux dans sa vie. G. Roskam explique que le *De amore prolis*, d'une grande subtilité dans sa construction rhétorique, touche des questions philosophiques théoriques et entre dans la catégorie des écrits polémiques contre l'épicurisme. A.G. Nikolaidis souligne à quel point les écrits moraux mineurs traitant de vices dont on doit se débarrasser ne sont pas de simples manuels de conseils pratiques mais bien des textes, savamment structurés et argumentés. H. G. Ingenkamp s'intéresse à l'auditoire cultivé, au genre et aux valeurs de ἀνάρκεια et de ἐλευθερία que Plutarque éducateur fait passer dans le *De vitando aere alieno*. Ph.A. Stadter, de son côté, s'attache à la *philonikia* chez des auteurs classiques et chez Plutarque pour montrer l'ambivalence du terme et la valeur tantôt négative, tantôt constructive de la compétitivité chez Plutarque.

Les articles d'A. Pérez Jiménez, de J. Mossman et F. Titchener mettent à jour d'autres contextes dans lesquels s'actualise cette «philosophie populaire». Le premier étudie la place de l'astronomie et de la météorologie chez Plutarque afin d'étudier le rapport que l'auteur avait à la connaissance scientifique et aux théories physiques, d'un côté, et aux croyances populaires dans ces domaines, de l'autre. Mossman et Titchener arrivent au constat que la rhétorique et la forme dialogique des écrits sur les animaux permettent de comprendre les différentes vertus humaines et d'opérer un rapprochement entre le monde humain et le monde animal.

Ce volume consacré à «la philosophie populaire» de Plutarque montre la virtuosité de l'auteur dans son appropriation de la tradition philosophique et littéraire ainsi que sa grande connaissance de la condition humaine et son humanité dans l'éthique de vie qu'il propose. Le dernier article le démontre particulièrement bien. En effet, à travers une étude pointue de l'image du miroir chez Plutarque, F. Frazier met en exergue la façon dont l'auteur combine la pensée philosophique théorique et épistémologique avec des questions éthiques sur la connaissance et sur l'amélioration de soi.

Maria Vamvouri

*Goeken, Johann: Aelius Aristide et la rhétorique de l'hymne en prose. Recherches sur les rhétoriques religieuses*, 15. Brepols, Turnhout 2012. 708 S.

Cette vaste et impressionnante étude est consacrée aux dix hymnes en prose (*Or.* 37–46 Keil) rédigés par le rhéteur grec Aelius Aristide (II<sup>e</sup> s. apr. J.-C.) en l'honneur d'Athéna, d'Héraclès, de Dionysos, d'Asclépios, de Zeus, de Sarapis, de Poséidon, ainsi que des Asclépiades, du puits du sanctuaire d'Asclépios et de la mer Égée. Ces textes étonnants, vraisemblablement prononcés dans le cadre de cérémonies cultuelles, s'inscrivent dans une double tradition: celle de l'éloge rhétorique et celle de l'hymne poétique aux dieux. Alliant contenu religieux et forme épideictique, ils sont quasi uniques en leur genre et hautement révélateurs de la personnalité de leur auteur, qui fut l'un des rhéteurs les plus



accomplis de la Seconde Sophistique, mais aussi un homme d'une profonde dévotion, en particulier à l'égard du dieu Asclépios. Dans la première partie de son ouvrage (*Aelius Aristide hymnographie*), J. Goeken offre, sur plus de 300 pages, une riche étude de synthèse de ce corpus d'hymnes en prose, qu'il examine sous l'angle de leur statut dans la vie et l'œuvre d'Aelius Aristide, de la conception théorique qui les sous-tend et des techniques de composition mises en œuvre par le rhéteur, mais aussi de leur ancrage dans la société gréco-romaine et de la religiosité qui les anime. Cette étude, la première en son genre, est remarquable de clarté et d'érudition et mérite à elle seule les plus grands éloges. La seconde partie n'est toutefois pas en reste, puisqu'elle a l'immense mérite de présenter le texte grec et la traduction (la première en français) de l'ensemble de ces hymnes, les rendant ainsi aisément accessibles. Sans être à proprement parler une nouvelle édition, le texte grec, fondé sur l'édition de Keil, est révisé et expurgé des nombreuses conjectures hasardeuses que cette dernière contenait. Quant à la traduction, de l'aveu même de l'auteur, elle se veut proche du grec et privilégie le sens littéral dans un souci de clarté tout à fait louable, notamment pour les passages dont l'interprétation est plus délicate; elle reste néanmoins élégante et se lit bien. Chacun des hymnes est en outre précédé d'une notice très utile présentant les circonstances de composition et de prononciation, la structure, l'esprit général et les caractéristiques principales de chaque texte et permettant au lecteur de s'y retrouver très facilement dans ces discours parfois compliqués. Si l'on y ajoute la bibliographie, très complète, et les quatre index en fin de volume, on dispose avec cet ouvrage d'un outil extrêmement précieux et de très haut niveau scientifique.

Thomas Schmidt

*Salemme, Carmelo: Lucrezio e la formazione del mondo. De rerum natura 5,416–508. Studi latini 73. Loffredo, Napoli 2010. 116 S.*

*Salemme, Carmelo: Infinito lucreziano. De rerum natura 1, 951–1117. Studi latini 78. Loffredo, Napoli 2011. 124 S.*

Carmelo Salemme poursuit un commentaire partiel de l'œuvre lucretienne qui l'amène à varier lieux et facteurs d'échelle tout en remontant le fil du texte. J'ai déjà rendu compte [MH 68 (2011) 220] de ce qu'il consacrait aux vers météorologiques (6,96–534). Dans le premier des volumes ici passés en revue, il s'attache à l'explicitation d'un passage de compréhension ardue dont la *ratio* souffre d'être logiquement étrange et dont la *materies* est plus que mesure tissée de vers empruntés à d'autres passages de l'œuvre. Traces d'inachèvement, archaïsme formulaire, répétition métopoétique, chaque génération y va de sa rage de vérité; Carmelo Salemme invoque quant à lui la liberté du poète de faire ce que bon lui semble. Des *Note* (p. 17–37) sont consacrées à l'examen détaillé d'un ordonnancement de vers qui a beaucoup stimulé la verve réorganisatrice des éditeurs et commentateurs. Le reste est constitué de deux chapitres de contenu exégétique. Le premier, le plus long (p. 39–78), propose une histoire doxographique du vide. Il s'agit de situer le vide lucretien, matrice de la création du monde, dans son contexte philosophique – le contexte est donc hellénique; il est latin dans le second chapitre (p. 79–86) où se trouve considérée la manière dont Lucrece use du langage en démiurge d'un monde qu'il façonne à sa mode par sa parole. C'est évidemment l'occasion de rappeler que la définition du langage telle qu'elle est aujourd'hui fournie par les psychologues en fait un moyen non plus de communication mais de manipulation: de la parole devenue outil, certains useront donc pour créer un monde – cela s'est déjà vu. Très bref comme les deux qui le précèdent, le second ouvrage offre un commentaire de ces vers par lesquels Lucrece expose sa conception de l'infini (1,951–1117). Le texte de Carmelo Salemme se présente cette fois comme un commentaire continu d'échelle très variable où presque tous les aspects du texte sont tour à tour considérés, qu'il en aille des problèmes ecdotiques, linguistiques ou doxographiques. C'est sur ce dernier aspect qu'insiste plus particulièrement Carmelo Salemme qui fait valoir la charge polémique du passage envisagé. Celle-ci reste toutefois difficile à cerner dans ses buts; le stoïcisme ne saurait être le seul visé dans un environnement intellectuel aussi bariolé que l'est celui de cette époque où Lucrece côtoie un Cicéron. On en gagne un de ces solides commentaires à vocation synthétique que goûteront les philologues «à l'ancienne». Bien entendu, tout cela fera bâiller les actuels littéraires, habitués à de la voltige plus aérienne et peu amateurs de ces explications dont le côté terre à terre doit très désagréablement leur rappeler qu'il existe un sol dur sur lequel on peut s'écraser.

Carole Fry



**Begemann, Elisabeth: Schicksal als Argument. Ciceros Rede vom *fatum* in der späten Republik.**

Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 37. Franz Steiner, Stuttgart 2012. 397 S.

«Schicksal als Argument. Ciceros Rede vom *fatum* in der späten Republik». Elisabeth Begemann relativiert bereits in der Einleitung ihren selbstgewählten Titel, wenn sie betont, dass sie den Terminus ‚Bestimmungsmacht‘ dem Begriff ‚Schicksal‘ für *fatum* vorzieht. In ihrer Erfurter Dissertation untersucht Begemann die Verwendung von *fatum* bzw. *fatalis* in verschiedenen Gattungen der Schriften Ciceros. Begemann fragt letztendlich nach dem Verhältnis zwischen menschlichen Möglichkeiten, göttlichem Einwirken und höherer Bestimmung, im Grunde nach Ciceros Weltansicht und -bild. Fast schon zwangsläufig wird im ersten Teil die aus den spät entstandenen Werken *De natura Deorum*, *De divinatione* und *De fato* bestehende – so Begemann – «Theologische Trias» (allerdings in umgekehrter Reihenfolge) herangezogen, die den in *De legibus* und *De re publica* entwickelten ‚Idealstaat‘ ergänzt. Cicero lehnt hier das Konzept *fatum* ab. Als Bestimmungsmacht fungieren die Götter und der freie menschliche Wille.

Diesem insgesamt sehr überzeugenden Kapitel folgen die Reden (consularische Reden, *Post reditum* und *Philippicae*). Allerdings wird hier auf fast 150 Seiten eine doch sehr überschaubare Anzahl an Belegstellen behandelt. Sowohl in den politischen als auch in den Prozessreden ist *fatum* überwiegend negativ behaftet, im Sinne von Verderben und Untergang. Auch wenn Cicero die Deutung des Begriffs *fatum* in seinen Reden der Interpretation durch den Hörer bzw. Leser überlässt, ist *fatum* gleichzeitig vor allem mit dem öffentlichen Bereich, der Gemeinschaft verbunden.

Ob man schliesslich bei gerade einmal 6 Belegen in fast 800 Briefen von einem aussagekräftigen Resultat sprechen kann («in den meisten Fällen»), ist fraglich. Die Ergebnisse widersprechen aber auch nicht den bis dahin gewonnenen Erkenntnissen. Ebenso wenig steht Cicero mit der Verwendung von *fatum* im seinem Sinne alleine, wie das abschliessende Kapitel bei einem Vergleich der zeitgenössischen Autoren belegt.

Ein unabänderlicher, übergeordneter Wille, dem sich sogar Götter beugen müssen, spielt also in den untersuchten Schriften wenn überhaupt nur eine sehr untergeordnete Rolle. Seine Vision ist vielmehr, dass sich Götter wie Menschen dem gleichen Leitbild, dem Wohl der Gemeinschaft – Ciceros alter Liebe –, unterwerfen.

Insgesamt ist die Arbeit ein sehr gelungenes Ergebnis von kritischer Arbeit, bietet anregende Deutungen, auch wenn angesichts der breiten Quellenbasis nicht jede Detailinterpretation restlos überzeugen mag. Nur das recht dünne Literaturverzeichnis steht in leisem Widerspruch zu den Ergebnissen der Arbeit.

Stefan Priwitzer

**Sauer, Vera: Religiöses in der politischen Argumentation der späten römischen Republik. Ciceros Erste Catilinarische Rede – eine Fallstudie.** Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 42.

Franz Steiner, Stuttgart 2013. 299 S.

Der Weg zur Grundthese Sauers in ihrer Potsdamer Dissertation, Ciceros Bezüge auf Religion in seiner ersten Catilinarischen Rede dienen vor allem dazu, seinen Standpunkt und sein Handeln zu legitimieren und Catilina auszugrenzen, ist klar nachvollziehbar, zumal dies keine provokante neue Deutung ist. Der zentrale Teil der Arbeit ist eine Untersuchung und Kommentierung von Wörtern und Ausdrücken, die «mit Religion zu tun haben». Dass die Bestimmung, was «mit Religion zu tun hat», schwierig und vielleicht auch nicht immer nachvollziehbar ist, gibt Sauer selbst an einigen Stellen zu. Selbst bei ‚eindeutig‘ religiös konnotierten Begriffen möchte man dem von Sauer aufwendig herausgearbeiteten möglichen versteckten Hintersinn nicht immer vorbehaltlos folgen. Recht häufig stösst man zudem auf Formulierungen wie «nicht ausgeschlossen» oder «nicht unwahrscheinlich».

Die Notwendigkeit, auf 50 Seiten zuerst den historischen Kontext «*en détail*» vorzulegen – aber ohne dabei über gängige Handbuchdarstellungen hinauszugehen – erschloss sich dem Rezensenten nicht. Der Kommentarteil wäre weitgehend auch ohne diese Informationen gewinnbringend zu nutzen. Das unharmonische Zusammenspiel könnte dadurch erklärt werden, dass die Autorin einen selbst für eine Dissertation übertriebenen Anspruch an sich stellt, auch Nebensächlichkeiten ausführlich auszuarbeiten. Es besteht leider auch die Möglichkeit, dass der zentrale Teil der Arbeit mit gerade einmal 130 Seiten etwas knapp geraten ist. Deutlich besser wäre die Arbeit durch einen



Vergleich mit zumindest einer weiteren Catilinarischen Rede ergänzt worden, nicht zuletzt um die gewonnenen Ergebnisse besser einordnen zu können. Vielleicht war dies ursprünglich auch einmal der Plan gewesen, konnte aber trotz der langen Bearbeitungszeit nicht erfüllt werden (vgl. den «Ausblick» am Ende des Buches). Es würde auch die seltsam schwache Begründung im einleitenden Methodenkapitel erklären: «Angesichts der Fülle des Quellenmaterials ist es sinnvoll, nur eine einzige Rede Ciceros in das Zentrum der Untersuchung zu stellen.» Stefan Priwitzer

**Keller, Andrea: Cicero und der gerechte Krieg. Eine ethisch-staatsphilosophische Untersuchung.** Theologie und Frieden 43. Kohlhammer, Stuttgart 2012. 249 S.

Bei seinen Überlegungen zum *bellum iustum* beruft sich Augustinus auf Cicero, der allerdings keine eigene Abhandlung zum *bellum iustum* verfasst hat. Hinweise finden sich vielmehr verstreut in Ciceros Werk, und dementsprechend verstreut ist auch die Forschungsliteratur. Nur eine, wegen ihrer extremen Position allerdings teils kritisch aufgenommene Monographie zum *bellum iustum* bei Cicero von Loreto aus dem Jahr 2001 ist bis zur Dissertation von Andrea Keller erschienen. Sie hat die verdienstvolle Aufgabe auf sich genommen, sämtliche Textstellen zu sammeln, die in *De officiis*, *De re publica*, *De legibus*, *De inventione* und in Briefen und Reden im Zusammenhang mit *bellum iustum* stehen (also auch Krieg und Gerechtigkeit bzw. Rechtmässigkeit allein). Angesichts der unterschiedlichen Gattungsart und Entstehungszeit der ausgewerteten Schriften stellt Keller die Frage, ob sich ein einheitliches oder zeit- bzw. gattungsabhängiges Konzept des *bellum iustum* feststellen lässt. In der Analyse arbeitet Keller die Texte nach einem klaren Muster nacheinander ab. Spätestens hier zeigt sich, dass es sich um eine philosophische Arbeit handelt, wie es auch der Untertitel verrät. Weder aus althistorischer (z.B. Verweise auf Artikel aus dem Neuen Pauly) noch aus altphilologischer Sicht (z.B. das schematische Abarbeiten von Übersetzungsmöglichkeiten, die der Georges für einzelne Wörter bietet) erfüllt die Arbeit sämtliche Standards. Allerdings gleicht Keller diese Schwächen durch die Rezeption der entsprechenden Forschung weitgehend aus. Am Ende kommt Keller zu dem nachvollziehbaren Ergebnis, dass Cicero keine völlig starre Definition unabänderlich über Zeit und Werke hinweg verwandte, sondern je nach Kontext den Schwerpunkt auf unterschiedliche Aspekte legte, allerdings ohne sich dabei insgesamt zu widersprechen. In Anbetracht der häufigen Verweise auf Cicero im Zusammenhang mit der Problematik des *bellum iustum* hat Keller eine wertvolle Arbeit vorgelegt, die sich auf sachliche Weise mit den Quellen auseinandersetzt. Stefan Priwitzer

**Morelli, Alfredo Mario (a cura di): Lepos e mores. Una giornata su Catullo. Atti del Convegno Internazionale. Cassino, 27 maggio 2010.** Collana di Studi Umanistici 2. Edizioni Università di Cassino, Cassino 2012. 286 S.

Les 242 pages de ce livre recueillent sept contributions d'une longueur inhabituelle. L'examen de deux antinomies tire le fil conducteur. La première oppose le désir d'agrément (*lepos*) et une volonté de caractérisation (*mores*) qui amène le poète à investir le domaine axiologique avec ce que cela entraîne d'écarts et de brutalités. La seconde concentre l'attention sur les représentations contradictoires d'un *ego* oscillant de la puissance à l'impuissance. Les variations sur l'amour, de la passion à la conjugalité, de l'agrément au désagrément, sur l'amitié, sur l'ambiguïté des sentiments pour la terre natale, sur l'obscénité ainsi que de vieilles préoccupations pour la *ratio ordinis* du *liber* fournissent les matières traitées. L'auteur d'une brève étude de critique textuelle propose enfin de redresser le *locus desperatus* de 71,4 en remplaçant *a te* par *autem*. L'intérêt général de ce recueil est évidemment de nous proposer le portrait émotionnel d'un Catulle qui, en narcissique, ne perd jamais la maîtrise de sentiments qu'il instrumentalise à fins de manipulation des affects d'un lecteur qui s'en ravit. L'approche proposée est essentiellement littéraire; elle est aussi parfois sémantique. Le diastratisme de la sémantique émotionnelle montre alors à qui saura l'extraire à quel point Catulle sait jouer avec les frontières socio-affectives de modes expressifs assurément assouplis par la licence littéraire mais rigidifiés par une étiquette énonciative qui avait érigé le langage en moyen de ségrégation sociale. A la lecture, on apprécie l'adoption, hélas progressive, de cette pratique, héritée des linguistes et encore trop peu familière, qui consiste à ne mettre en bas de pages que des références et non plus ces cellulitiques discours qui ruinent la compréhension en l'interrompant sans cesse et durablement;



l'érudition, si durement acquise et si obsessionnellement précieuse soit-elle, ne doit pas obscurcir le propos: *cedant uerba rationi*.  
Carole Fry

*Briscoe, John: A Commentary on Livy. Books 41–45.* Oxford University Press, Oxford 2012. XX, 823 S. Von den Überresten der *Ab urbe condita* haben die Dekaden IV und V, die eine verwickelte, an fesselnden Höhepunkten indes arme Ereignisgeschichte berichten, seit jeher das geringste Interesse auf sich gezogen. John Briscoe (= B.) jedoch hat diesen Abschnitt des livianischen Œuvres mit seinem auf vier Teile berechneten Kommentarprojekt in konkurrenzloser Vollständigkeit erschlossen. Nun ist der Band zu den Büchern 41–45 erschienen.

Mit der dezidiert philologisch-historischen Ausrichtung lehnt er sich konzeptionell eng an seine Vorgänger an. Hilfsmittel wie eine tabellarische Zusammenfassung des Textes, eine Übersicht zur Chronologie und eine geschichtliche Einführung eröffnen den Zugang zum Inhalt. Der Schwerpunkt liegt auf den textkritischen Diskussionen, in denen B. stets plausible Lösungen bietet, sowie der Erörterung von Wortbedeutungen und grammatikalischen Problemen. Daneben wartet er mit einer Fülle wissenschaftlicher topographischer, archäologischer, militärischer und politischer Sacherklärungen auf. Der Verzicht auf spezielles Kartenmaterial hingegen erschwert das Verständnis für die militärischen Operationen und die geopolitische Bedeutung der diplomatischen Aktivitäten, die Livius schildert.

Die literarische Dimension der Darstellung blendet B. allerdings beinahe vollkommen aus. Weder ordnet er die Behandlung des Zeitraums, den Livius vordergründig als eine Phase der Transformation, der aufkommenden und allmählich fortschreitenden Dekadenz, begreift, in die Meistererzählung der *Ab urbe condita* ein noch befasst er sich intensiver mit der Konstruktion des Narrativs, der auf einem Set ideologischer Prämissen basierenden Gestaltung des Stoffes.

Für die historische Erforschung der Mittleren Republik liefert B. mit seiner Aufbereitung einer der zentralen Quellen ein hervorragendes Instrument. Zugleich lädt der Kommentar zu einer engagierten Erforschung des Geschichtsdenkens des Livius ein, dessen intellektuelles Profil ohne die Berücksichtigung der bislang so sehr vernachlässigten Dekaden IV und V blass und lückenhaft bleibt.

Nils Steffensen

*Feddern, Stefan: Die Suasorien des Älteren Seneca.* Einleitung, Text und Kommentar. Göttinger Forum für Altertumswissenschaft. Beihefte N.F. 4. Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2013. VIII, 544 S.

Die hervorragende Einleitung (S. 1–98) informiert über die Gattung *suasoria*, ihre Geschichte, den Aufbau der Deklamationsexzerpte und die drei Begriffe und Phänomene *sententiae*, *divisiones* und *colores*, über den Kollagencharakter der Exzerpte, über die von der Forschung bislang kaum behandelten Probleme der Anachronismen darin, über ihren an den Kategorien des *honestum*, des *utile* und des *δυνατόν* orientierten Argumentationsaufbau und schliesslich über ihre politische Dimension. Aufschlussreich und alle bisherigen Versuche der Fachwelt bei Weitem übertreffend ist der Überblick über die erhaltenen antiken Suasorien von Seneca d. Ä. über Herodes Atticus, Aristides, Lukian, Lesbonax, Libanios und Himerios bis zu Chorikios, wobei Dracontius und den lange unter Suasorienverdacht stehenden Heroides Ovids Exkurse gewidmet sind. Ausführungen über die handschriftliche Überlieferung und die Editions-kriterien leiten zum Herzstück des Werks über, einem neuen kritischen Text der wahrhaft schlecht überlieferten und schwer korrupten Exzerpte (S. 99–146). Wie Feddern (F.) in dem sich anschliessenden Kommentar nachweist, hat die Textkritik zu Seneca d. Ä. viele unnötige Konjekturen produziert. Es ist das grosse Verdienst des jungen Gelehrten, an unglaublich vielen Stellen auf Konjekturen und Supplemente verzichtet und der Überlieferung Geltung und Sinn gegeben zu haben – oft auch gegen alle bisherigen modernen Herausgeber von Bursian (1857) bis zu Håkanson (1989) und Winterbottom (1991) –, so etwa S. 120, (Z.) 3 (*ipsa*), 124,3 (*egentes*), 134,13 (*eripi* ohne die Supplierung von *se*), 138,2 (*venerant*), 138,11 (*poenas Ciceroni dabit*), 141,16 (*servatur*), 142,8f. (*summum Ciceronis ingenio*), 142,24 (*occidebat*), 142,25 (*ignoscentem*), 143,7 (*pateris perire*), 144,15 (*et* statt *nec*). Bisweilen liefert er auch neue Konjekturen (wie 113,17: *ut poet(ic)as*, 121,24: *iste in eius*, 141,10: (*concidisset neque*)). Im Kommentarteil (S. 147–528) sichert F. nicht nur den Text mit stupender Sprachkenntnis, feinsinnigen grammatikalischen und paläographischen



Erklärungen und meist bestechenden Belegen argumentativ ab, sondern führt auch in die historische bzw. mythologische Situation ein, skizziert den Aufbau der jeweiligen Suasorie, liefert die dazu nötige Sacherklärung und diskutiert Detailfragen (wie «Das vergilische *plena deo*» zur suas. 3 [S. 307–311] oder «Cicero als Deklamationsfigur» zu suas. 6 und 7 [384]). Ein üppiger Literaturteil (S. 529–542) und ein Verzeichnis der rhetorischen und literaturwissenschaftlichen Termini (S. 543f.) beschliessen ein grandioses Buch.

Gernot Krapinger

*Pellucchi, Tiziana: Commento al libro VIII delle Argonautiche di Valerio Flacco.* Spudasmata 146. Georg Olms, Hildesheim 2012. LVIII, 502 S.

In der gut informierten Einleitung werden insbesondere als entscheidende Themen ein mögliches Gedichtende und die Deutung der kontroversen Gestalt Iasons dargestellt. Pellucchi (P.) hält es für gesichert, dass das VIII. Buch das letzte vom Dichter geplante war (der wahrscheinlich vor Vollen dung des Werkes verstarb), und zeigt sich in Übereinstimmung mit der bereits von Hershkowitz und Nesselrath vorgelegten These, denen zufolge das Epos mit der Ermordung des Absyrtus in Peuce enden sollte.

P. entschied sich, einen lateinischen Text ohne kritischen Apparat (mit Übersetzung ins Italienische) zu veröffentlichen, und stützt sich auf Ehlers Edition in der *Bibliotheca Teubneriana*; dabei verweist sie für jede abweichende Textwahl auf die Anmerkungen im Kommentar. Aufgrund ihrer eher konservativen Vorgehensweise hält sie in der Mehrzahl der Fälle die Lesart der Handschriften und begründet diese. Sie zeigt sich vorsichtig bei der Wahl der Varianten und übernimmt überwiegend Konjekturen, die weniger in den Text eingreifen, und schlägt niemals eigene vor.

Die umfangreichen Diskussionsbeiträge, welche die unterschiedlichen Abschnitte einleiten, in die sich der Kommentar gliedert, sind im Allgemeinen gut strukturiert und dokumentiert, wenngleich sie bisweilen ein wenig zu lang und belehrend wirken. Der philologische Kommentar ist reich an Details, obgleich nicht alles nützlich ist und viele Diskussionen einem einführenden Beitrag besser anstünden als lexikalischen Anmerkungen. Dem Kommentar fehlt darüber hinaus nahezu vollständig ein wichtiger Aspekt: der Einfluss Arats und der Arateischen Tradition. Manche stark diskutierte Passagen, für die P. keine überzeugende Erklärung liefern kann (vgl. besonders V.56–63, 90–91, 109–126), werden klarer, wenn man sich die Anspielungen auf ihren astronomischen Kontext vor Augen führt (zu weiteren Einzelheiten vgl. meinen Beitrag in *ICS* 37 (2012) S. 141–165).

Fazit: In Ps Arbeit findet sich sehr viel Material, das aber nicht stets nützlich (oder korrekt) ist, und in gewisser Hinsicht ist der Übergang von einer Doktorarbeit zu einem wissenschaftlichen Hilfsmittel nicht bis ins Letzte ausgelotet worden. Damit möchte nicht gesagt sein, dass die Arbeit von minderer Qualität sei. Ps Kommentar löst nicht alle Probleme, welche der schwierige Text des Valerius schafft (und für manche ist eine Lösung vielleicht unmöglich); ihm gebührt indes Anerkennung wegen des Verdienstes, sich nahezu allen gestellt und sie besprochen zu haben, und dies in grosszügigem Umfang, kompetent und mit der dem intellektuellen Anspruch gebührenden Ehrlichkeit.

Cristiano Castelletti

**Apuleius: Metamorphoseon** Libri XI. recognovit brevisque adnotatione critica instruxit *M. Zimmerman*. Oxford University Press, Oxford 2012. LIX, 289 S.

A più di mezzo secolo dalle ultime importanti revisioni delle *Metamorfosi* (Giarratano (1929) Helm (1931) e Robertson (1940–1945)), la collana degli OCT pubblica una nuova edizione che, indipendentemente dalla fortuna di cui godrà, segna una sicura innovazione nel modo di guardare a un testo la cui lettura è stata finora fortemente marcata dall'abitudine e dalla rassegnazione, oltre che da un'altra pericolosa quanto inveterata tendenza: quella di giustificare una gran quantità di stranezze linguistiche e aporie grammaticali, attribuendole all'*usus* peculiare e allo stile «esagerato» dell'autore. Chiunque abbia dimestichezza con la scrittura di Apuleio sa bene che la peculiarità del suo linguaggio è un fatto solo stilistico, che assai raramente si pone in conflitto con la norma più classica della grammatica e della sintassi latina. Eppure, anche di fronte a patenti difficoltà logiche o grammaticali, la critica del testo apuleiana si è storicamente mostrata tra le più conservative, attribuendo al nostro testimone principale delle *Metamorfosi*, il codice F (Laur. 68.2), un'autorevolezza che esso semplicemente non



può possedere (al di là dei numerosi danni fisici, dei guasti e delle tante correzioni di mani diverse che già in passato ne limitavano la leggibilità, F è il nostro primo testimone dopo più di 7 secoli dalla revisione sallustiana), ed accordandogli una fiducia ai limiti dell'acquiescenza.

Non si comporta così Maaïke Zimmerman, leader storico del gruppo apuleiano di Groningen e autrice, tra l'altro, di uno tra i più solidi commenti della collana GCA. La lunga esperienza di commentatrice e una «salutare diffidenza» nei confronti del Laurenziano guidano Z. a guardare con occhio disilluso alla lezione tradita e a metterla volentieri a confronto con congetture antiche e nuove: e queste vengono preferite alla tradizione e messe a testo molto più spesso di quanto non sia mai accaduto in passato. Viceversa, quando sono confinate in apparato, le congetture non risultano in numero molto maggiore che nelle edizioni di riferimento (molte sono però le congetture recenti, una conseguenza quasi naturale della lunga frequentazione di Z. con l'ambiente degli studi apuleiani e con le diverse «équipes» dei GCA in questi anni).

Che queste scelte si condividano o meno, è innegabile che la nuova edizione getta nuova luce su molti problemi a volte trascurati e offre nel complesso una versione fresca e «restaurata» del romanzo. Ne è esempio eclatante – quasi emblematico direi – la revisione della punteggiatura nel celeberrimo periodo iniziale (1,1,1–2). Sulla scia di un famoso articolo di Harrison (*CQ* 40 (1990) 507–513), Z. integra *exordior*, che finora si considerava utilizzato assolutamente («Comincio»), nel lungo periodo che lo precede, attribuendogli la reggenza di *figuras fortunasque* ed eliminando le difficoltà che la lettura tradizionale (in cui *figuras fortunasque* è retto dalla consecutiva *ut mireris*) implica. Benché io stessa non abbia scelto questa sintassi, la ritengo oggi la più soddisfacente. Ci voleva però coraggio a iniziare così una nuova edizione.

Cambiare la punteggiatura consente spesso di mantenere il testo tradito risolvendo difficoltà logiche o anomalie sintattiche nel modo più economico: è un mezzo che Z. usa volentieri, ma è anche un'arma a doppio taglio e talvolta può essere pericoloso, se non si recede dalla tentazione di piegare faticosamente il significato (e la «Wortstellung») del latino alle esigenze della nostra logica e delle nostre lingue moderne. Meno convincenti in questo senso sono altri tentativi di affidare al cambiamento di punteggiatura una faticosa difesa del testo. Tra gli esempi che mi vengono in mente, la soluzione data con Augello al problema di 6,13,1 e quella analoga prescelta sulla scorta di GCA 1985 per risistemare 8,8,7–8, per me entrambe insoddisfacenti se guardiamo alla sintassi artificiosa e arzigogolata che viene a determinarsi; poco efficace anche la virgola dopo *suavem* (in combinazione con una congettura di Colvius) per aggiustare il passo di 9,14,1. E confesso di continuare a non capire l'incidentale *incunctanter ... patrocinia* già isolata da Helm e riproposta da Z. in 11,30,4: credo che le due virgole non risolvano il problema creato dal pronome *quae* e mi sembrerebbe più prudente provare a ritoccare il testo tradito (non male l'idea di S. Tilg, *quin*, che sarà probabilmente accolta nel commento GCA all'ultimo libro, Keulen ed., Leiden-Boston, forthcoming).

Un'altra caratteristica di questo nuovo testo è la grande attenzione data ad alcuni recensori in particolare. Non si può non lodare l'attenzione e l'energia con cui Z. ha collazionato alcuni di essi e in particolare le edizioni a stampa di De Buxis e di Philomathes. Il sistematico lavoro su questi testimoni generalmente lasciati da parte consente di portare alla luce o rivalutare proposte testuali talvolta dimenticate, o, se conosciute, sottovalutate per secoli, e questo è un altro merito di Z.

D'altra parte un'affezione forse eccessiva nei confronti degli *incunabula* genera talvolta una sproporzione fra lo spazio concesso loro (e alle loro discordanze da F) e le ridotte informazioni fornite per converso su congetture antiche e moderne in occasione di problemi anche cruciali del testo. Darò qualche esempio. In 2,20,8 (p. 37), l'ovvia correzione *manes* per l'errato *mones* di F si trova in diversi recensori (v) e che Philomathes la stampi sembra un'informazione superflua; la facile correzione *an* a 3,26,1 (p. 66) è già riportata da alcuni recensori: sia che la congettura sia derivata dai loro esemplari, sia che sia indipendente, perché specificare che anche De Buxis e Philomathes la stampano? a 4,13,2 (p. 79) mi rende perplessa la lunga citazione di un segmento di testo di De Buxis certamente errato (un rabberciamento che nel tentativo di correggere il solo *quondam* riscrive per intero la frase): cos'altro può rappresentare se non un tentativo goffo di congetturare? A 3,7,2 (p. 53), se già una seconda mano di F e  $\phi$  mutano il nesso impossibile di F *adfecto sonis*, nel corretto *adfectos omnis*, qual è il fine di ricordare che De Buxis scrive il testo corretto? Se capisco bene dalla



prefazione, il testo di De Buxis risale a uno o a più esemplari della Classe I (Ib secondo Robertson, ciò di cui Z. pare dar conferma): ricava dunque la sua lettura dal testimone o dai testimoni che usa. Simile il caso del passo a cavallo di 2,24,8–25,1, dove la lettura *facesse. Sic desolatus* (correzione di evidenza palmare di alcuni recenziatori sulla sbavatura di F *facesse. sit desolatus*, supportata, se fosse necessario, dall'enorme frequenza dello scambio *c/t*) è posta in concorrenza con *facesse. Desolatus* stampato da De Buxis, cui si concede un *fortasse recte*. Qui De Buxis si pone contro altri recenziatori, ma il senso della questione non cambia. Perché concedere tanto onore a una banalizzazione, contro un movimento apuleiano frequentissimo (quasi un tic stilistico) facilmente restaurato? Se questa fosse una congettura moderna, Z. la supporterebbe? La cosa avrebbe naturalmente senso se De Buxis attingesse a una tradizione separata.

Al di là della frequenza dei casi, questo sarebbe certo un peccato veniale, se non fosse che, date le esigenze editoriali della serie OCT, lo spazio concesso a queste informazioni ne toglie inevitabilmente ad altre, costringendo spesso l'autrice a riassumere con un vago «*alii alia*» molte proposte di sistemazione del testo in occasione di problemi anche molto spinosi e più bisognosi di discussione. Ma c'è un altro pericolo che tale attenzione ed entusiasmo per gli *incunabula* possono generare, forse anche a causa della brevità della discussione stemmatica (su cui Z. è piuttosto rapida, avendo già pubblicato i risultati delle sue analisi in un articolo precedente, cf. *Segno e Testo* 9 (2011) 131–163): la falsa impressione, cioè, che molte allettanti letture nell'*ed. princeps* o nella *Iuntina* possano avere valore autonomo rispetto a F, possano cioè risalire a un testimone indipendente (così Finkelpearl, in *AN* 11 (2013) 2: «Additionally she [Z.] argues that some of the printed editions, by De Buxis ... Philomathes ... and others, are likewise based on manuscripts that have preserved a genuine tradition and, where divergent from F, are not simply the conjectures of ingenious Renaissance humanists»; e ancora «Z. puts greater faith in readings in Class I manuscripts,  $\phi$ , and also the *incunabula*, which she has convincingly demonstrated may preserve genuine readings»), un'ipotesi che è stata avanzata in passato ma che è stata anche convincentemente rigettata. È dunque necessario ribadire, contro ogni ambiguità (che travalica le intenzioni di Z.), che l'attenta lettura dei *recentiores* e la nuova collazione delle edizioni a stampa hanno un grande valore storico, ma che tanto l'apografo  $\phi$  quanto l'antenato della Classe I sono copie di F. Abbiamo dunque a che fare – come nel caso di A, E, U, S – con strumenti indispensabili nella costituzione del testo, in quanto copiati prima degli immedicabili danni subiti dal Laurenziano a causa del tempo o degli interventi di copisti successivi; e d'altra parte, laddove contraddicono il Laurenziano, tutti questi testimoni più recenti non preservano una tradizione genuina: le «lezioni» alternative a F o sono errori o sono congetture, talvolta congetture eccellenti di quegli eccellenti conoscitori del latino che erano gli umanisti (e lo sa bene Z. che, in molti casi, è la prima in assoluto a concedere il giusto onore del testo ad alcune congetture umanistiche indispensabili ma colpevolmente obliate dai precedenti editori).

Come già altri recensori hanno sottolineato, il lavoro di Z. ha tenuto in grande conto le riflessioni e gli approfondimenti sul testo apuleiano venuti in questi anni dai volumi di commento della serie GCA. Lo ha fatto con la solita autonomia di giudizio e dunque se ne è distaccata spesso; con generosità Z. specifica di avere beneficiato della discussione anche nei casi in cui è giunta a conclusioni diverse. Talora tuttavia le sue scelte coincidono con quelle dei GCA e in questi casi la decisione di non fornire motivazioni in apparato (p. XXVII: «It would have made the apparatus unnecessarily cumbersome if I had referred to those discussions on all occasions») porta il lettore ad inferire che anche le ragioni di Z. siano le stesse, il che non è sempre conveniente per Z. e, in generale, risulta un po' fastidioso per il lettore costretto ad andare a ricercare i motivi della scelta di Z. nel commento GCA relativo al passo in questione. Z. mostra anche di aver meditato la lezione di Magnaldi (in Magnaldi/Gianotti (ed.), Torino (2000) 37–73) sulla frequenza degli errori causati in F dalla conflazione di *lectio falsa* ed *emendata*: questo la porta ad accogliere congetture e ipotesi ricostruttive che risistemano il testo nel modo più efficace (cf. ad es. 2,13,5; 2,25,1; 3,20,1). E tanti sono anche i contributi che Z. apporta alla lettura del romanzo sulla base degli studi anche recenti su lingua e stile di Apuleio.

L'introduzione è contenuta, ma molto informata: dopo aver presentato concisamente vita e opere di Apuleio, e introdotto in maniera altrettanto breve contenuti del romanzo e rapporti con la fonte, Z. affronta la storia del testo in tre brevi capitoli separati, cui si aggiunge un capitoletto sulla



vicenda da tempo risolta dello *spurcum additamentum*, aggiornata ai più recenti studi di Carver (Oxford/New York 2007). Una nota sull'apparato dà ragione di alcune scelte editoriali (fra tutte la grande attenzione data alle edizioni a stampa). Un certo spazio è concesso alla questione ortografica, in modo sensato, data la peculiarità di un testo in cui le possibili oscillazioni dell'ortografia, comuni in ogni fase della latinità, si incrociano col «penchant» di Apuleio per una selezione lessicale su base fonica. Ho trovato molto equilibrati i criteri seguiti, che delineano una posizione di mezzo tra la pedissequa fedeltà a F – inevitabilmente segnato da un'anarchia impossibile da ricondurre a ragione – e un'uniformità convenzionale e prudente ma profondamente anti-storica: è infatti del tutto verosimile che un autore così attento agli effetti fonostilistici del suo dettato abbia approfittato delle possibili varianti di alcuni termini in vista dei suoi scopi estetici; e d'altro canto ciò sarà accaduto in un numero ridotto di casi, mentre nel resto delle possibili variazioni la scelta sarà stata, come per altri autori e in ogni epoca, del tutto casuale.

Scontata infine l'accuratezza della selezione bibliografica per una grande conoscitrice del territorio apuleiano come Z., la cui esperienza nel campo del commento all'autore è cosa nota a tutti.

In generale, di fronte a un'edizione in cui lo strumento principe è lo *iudicium* del filologo, è inevitabile che ognuno misuri la bontà delle soluzioni offerte da Z. (e dunque il valore complessivo dell'opera) in base al suo metro e alla sua sensibilità linguistica. Diverso è il discorso per le scelte che coinvolgono più fortemente la grammatica e la sintassi, incluso il fattore non indifferente, ma spesso trascurato, della «Wortstellung» latina: sui problemi testuali più complessi, che qui non ho lo spazio per discutere, mi riservo di tornare presto altrove, sia che io non mi trovi del tutto soddisfatta, sia che la soluzione adottata da Z. mi abbia pienamente convinto (non posso però rinunciare a segnalare due belle congetture personali di Z.: 11,26,2 *potitus sum* che risolve in modo economico e plausibile una delle lacune più famose dell'ultimo libro; 2,18,4 l'integrazione *invidiam* che restaura un perfetto bilanciamento e il corretto ordine grammaticale della frase col minimo sforzo, data la plausibile caduta per «saut du même au même» prima di *insidias*).

Questa nuova edizione si presenta dunque come un'utile messa a punto del testo, alla luce degli studi abbondantissimi degli ultimi cinquant'anni: molti di questi studi hanno contribuito a cambiare la nostra visione del testo apuleiano, oltre che la storia della sua tradizione. Maaike Zimmerman è la prima a raccogliarne ufficialmente i frutti.

Lara Nicolini

*Bremmer, Jan N./Formisano, Marco* (ed.): **Perpetua's Passions. Multidisciplinary Approaches to the Passio Perpetuae et Felicitatis.** with text and translation by Joseph Farrell and Craig Williams. Oxford University Press, Oxford 2012. VIII, 383 S.

Ce volume ne se veut pas un *Companion to*; l'ambition de ses éditeurs n'est pas de l'ordre du bilan mais de celui de l'élargissement; il s'agira donc de dégager la *Passio Perpetuae et Felicitatis* des étroites griffes des historiens du christianisme primitif en y faisant jeter des regards littéraires, comparatistes, historiques, philosophiques pour lui donner sa place dans ce que sous d'autres cieux on désigne sous le nom de *Kulturgeschichte*. Visant à une complétude des points de vue, les éditeurs de ce livre ont voulu le distinguer de simples actes de colloques en le rendant un peu plus consistant – le vœu est certes pieux, mais on le trouvera ici presque réalisé. L'air du temps oblige, la première partie (p. 35–166: *The Martyr and the Gender*) est dévolue aux aspects génériques du texte: la jeune mère Perpétue y est considérée selon sa place sociale de fille de curiale et de jeune mère. Son niveau d'éducation – féminine donc, à en juger d'après son style, assez faible – fait l'objet de plusieurs approches. L'hétérogénéité du texte, écrit à plusieurs mains, sollicite la narratologie et l'intertextualité. On sort fort instruit de cette première partie, mais dérouté par quelques défauts inducteurs de biais interprétatifs malheureux. Et de fait, en négligeant complètement les aspects linguistiques du texte, les auteurs passent à côté de la bonne Egérie, qu'ils ignorent complètement. La comparaison des manières stylistiques de ces deux dames aurait en effet montré qu'il est absurde de chercher de la rhétorique et même des clausules dans la prose d'une Perpétue qui écrit très évidemment comme elle parle – ce qui fait le prix de son témoignage. La seconde partie (p. 169–273: *Authority and Testimony*) vise à préciser l'intentionnalité sous-jacente au texte et les moyens qui la servent. On peut lire ces pages comme une bonne étude de cas illustrant la pratique de l'*exemplum* dans sa première



dérivation chrétienne. La veine suivie, celle qui s'origine dans le martyr socratique, permet de voir évoluer la troisième espèce thématique de l'*exemplum*, celle qui vise à l'édification morale puis religieuse et non pas à la persuasion rhétorique ni à l'argumentation philosophique. La troisième partie (p. 277–365: *The Text, the Canon and the Margins*) contient ce qui n'a pas trouvé sa place dans les deux précédentes parties; il est y traité du possible montanisme de la *Passio*, de la canonisation – dans tous les sens du terme – de Perpétue et de sa *Passio*, de la Shoah, de l'écriture carcérale ainsi que de la féminité catholique – Lady Macbeth est convoquée! Au détour d'une page, Mieke Bal mentionne le mot «psychanalyse» (p. 141), Craig Williams évoque la *Traumdeutung* freudienne (p. 61), comme le fait Hartmut Böhme (p. 229) qui intitule sa contribution *The Conquest of the Real by the Imaginary* (p. 220–243). Hélas, personne n'a osé aborder le fond d'un problème psychologique, voire psychiatrique, pourtant bien plus massif que bien des problématiques abordées dans ce livre, tant est patent l'aspect hallucinatoire et sexualisé des visions d'une Perpétue dont l'épreuve de réalité confine à la psychose à idéation religieuse, voire à la bonne vieille hystérie si chère aux psychanalystes. On entendra enfin (p. 9–12) l'appel très émotionnel – pour des Anglo-saxons – à rompre avec un conformisme de corpus et de méthode qui amène les chercheurs à cet enfermement scolastique de la répétition et du systématisme qui constitue une véritable névrose professionnelle. Il est vrai que nous verrions avec satisfaction passer une idée qui fût vraiment neuve – mais trouverait-elle un financement?

Carole Fry

**Commodiano: Carmen de duobus populis.** Introduzione, nota critica e commento a cura di *Isabella Salvatore*. Testi e manuali per l'insegnamento universitario del latino. Nuova Serie 119. Pàtron, Bologna 2011. 242 S.

Commodien est un gêneur. Sa langue, son vers et l'incertitude d'une chronologie qui le place soit au IV<sup>e</sup>/V<sup>e</sup> s. parce que les poètes chrétiens y sont, soit au III<sup>e</sup> s., parce que les faits y poussent, contribuent à le mettre à part. On ne peut donc que se réjouir de voir ce volume prendre sa place aux côtés de celui que Poinssotte a récemment consacré aux *Instructiones* et dont j'ai rendu un compte détaillé pour *Latomus* [70 (2011) 1125–1127]. L'ambition d'Isabella Salvatore est de procurer un commentaire qui mette en valeur la *personalità artistica* (p. 10) de Commodien; au vu des faits, il sera toutefois moins question de technique littéraire que du débroussaillage interprétatif d'un texte qui méritait bien d'être dégagé de ses ténèbres. La structure (p. 13–23) de cette œuvre qui se veut une histoire chrétienne de l'humanité est considérée en fonction d'une appartenance à un genre littéraire dont la détermination est ardue à deux titres au moins; elle l'est parce que la notion même de «genre littéraire» n'est en très grande partie qu'une construction moderne, mais elle l'est aussi parce que les auteurs de l'antiquité tardive, souvent plus préoccupés de *res* que de *uerba*, ne se privent pas de façonner *ad hoc* ce dont ils ont besoin et non ce que la tradition requiert. Dans le cas de ce poème, une volonté apologétique semble mettre en œuvre les moyens cognitifs d'une poésie didactique que l'auteur étoffe d'emprunts souvent mécaniques à la diction poétique classique. Il n'est donc guère question d'intertextualité là où le poète ne recherche que de l'*ornatus*. Il en résulte un jeu esthétique situé au strict niveau d'un signifiant qui mêle une langue nettement oralisée, un vers non quantitatif et un apport expressif classicisant que l'on trouve concentré essentiellement dans des clausules qui ne sont métriques que par homodynamie. Une longue liste d'exemples en illustre la pratique (p. 30–34). Les aspects linguistiques du *carmen* sont présentés de manière à faire pleinement valoir le tour d'une langue qui paraît toutefois moins orale qu'elle ne devait l'être dans sa réalité énonciative. A la lecture en effet, force est de constater que son oralisme est moins proche de celui des murs pompéiens que de celui d'une Egérie. Et il n'y a là rien qui doive à la différence d'époque. La langue de Commodien n'est évidemment pas celle du vendeur de poisson, mais plutôt celle du lettré qui s'exprimerait comme cela lui venait – ainsi que le fait Egérie –, et non pas en application de cette artificialité que l'usage voulait dénotative de l'art littéraire. Le texte n'est pas pourvu d'un appareil critique qui n'aurait été que la répétition de celui de Martin. Une petite trentaine de variations sont toutefois répertoriées (p. 93). Le commentaire (p. 95–207) est textuel mais surtout interprétatif. On le sent régi par une intention de généralité qui le façonne en parfait point de départ pour des investigations plus finement orientées, notamment en matière linguistique. Un *Appendice*



(p. 209–220) dresse le bilan d'une dispute chronologique qui a amené la *communis opinio* à situer l'activité du poète dans la seconde moitié du troisième siècle. Carole Fry

*Willi, Andreas: Sikelismos. Sprache, Literatur und Gesellschaft im griechischen Sizilien (8.–5. Jh. v. Chr.).* Bibliotheca Helvetica Romana 29. Schwabe, Basel 2008. XVIII, 477 S.

Es ist bedauerlich, dass sich Willi (W.) so wenig mit der griechischen Geschichte im Allgemeinen und der sogenannten Grossen Kolonisation im Besonderen beschäftigt hat. Denn so gut die sprachwissenschaftlichen Abschnitte sind, welche den Kern dieses Buches bilden, so unhaltbar sind fast alle literatursoziologischen Überlegungen, da sie von einer nachweislich falschen Prämisse ausgehen: dass nämlich die griechische Kolonisation Siziliens enge Parallelen zum neuzeitlichen Kolonialismus aufweist. W. hätte nur einen Blick in Walter Eders DNP-Artikel Kolonisation I werfen müssen, um sich eines Besseren belehren zu lassen. Stattdessen scheint er Massen von Literatur zur kolonialen und postkolonialen Literatur der späten Neuzeit durchgearbeitet zu haben, mit deren Ergebnissen er so gut wie alles erklären will, was wir von der griechischen Sprache und Literatur Siziliens bis zum 5. Jh. wissen oder zu wissen glauben. Zum Glück betrifft das oft nur die Oberfläche des Gedankengangs, vor allem in den sprachwissenschaftlichen Abschnitten: Dort genügt es meist, «Kolonialismus» durch «periphere Lage» oder «nichtgriechisches Hinterland» zu ersetzen. Aber sobald es um Literatur- und Geistesgeschichte geht, kommt W. nicht immer, aber viel zu häufig, zu absurden Ergebnissen; nicht nur aus dem genannten Grund, sondern auch, weil W. dazu neigt, die sizilischen Autoren zu über- und die anderen griechischen Autoren zu unterinterpretieren. So etwa S. 13 zu Stesichoros: «Handlungsfiguren werden nicht nur dadurch individualisiert und psychologisiert, wie sie sich verhalten, sondern auch dadurch, wie sie sprechen [...] Die koloniale Literatur nimmt so etwas vorweg, was im Mutterland zeitverzögert auftritt.» Abgesehen von der Frage, ob so eine Individualisierung nicht ansatzweise auch früher nachweisbar ist, und abgesehen von dem Problem der grossen Lücken unserer Überlieferung: Was meint W. mit «Mutterland»? Die gesamte griechischsprachige Welt ausser Sizilien? Das griechische Festland? Die Peloponnes? Oder die Mutterstädte der griechischen Städte Siziliens, von deren Literatur wir fast nichts kennen? Noch problematischer ist W.s Ansatz bei der Analyse von Stesichoros' sogenannter Palinodie, welche S. 117 in der Behauptung gipfelt: «Nicht nur treten koloniale Mythen gleichberechtigt neben mutterländische (Kap. 3.6.3), sondern die überkommene und bald kanonisierte Fassung der letzteren wird als bloße Fiktion entlarvt und durch eine gleichsam empirisch als nicht fiktional erwiesene Version ersetzt. Der Dichter kolonialer Einheit wird gleichzeitig zum Dichter kolonialer Emanzipation.» W. hat hier ein im plurizentrischen Griechenland völlig normales Phänomen, nämlich dass auch überregional bekannte Mythen jederzeit kritisiert und umgeschrieben werden können, als etwas interpretiert, was nur die «Kolonien» betrifft. Vollends abwegig erscheint mir die Vorstellung, die sizilischen Griechen hätten eine Notwendigkeit zur Emanzipation von ihrem «Mutterland» empfunden. Das wird nicht einmal dann richtig, wenn wir «Mutterland» durch «Mutterstadt» ersetzen. Emanzipiert haben sich die Griechen Siziliens erst lange nach Stesichoros, aber nicht von irgendwelchen Mutterstädten, sondern von den Tyrannen, die aus ihren eigenen Reihen hervorgegangen waren. Einer der grossen Unterschiede der grossen griechischen Kolonisation zum neuzeitlichen Kolonialismus liegt doch gerade darin, dass die griechischen Kolonien, kaum dass sie sich einigermaßen etabliert hatten, von ihren Mutterstädten weitgehend unabhängig waren. Gelegentlich fällt W. sogar in Spekulationen, die eher eines historischen Romans würdig wären, so wenn er Pindar, Simonides, Aischylos und Bakchylides S. 119 unterstellt, ihnen dürfte vieles «in dieser neuen Welt ein wenig flach und traditionslos vorgekommen sein». Es geht noch phantasievoller weiter, aber das nimmt W. immerhin ansatzweise zurück.

Was die Ideengeschichte betrifft, stört mich W.s oft unvorsichtiges Vertrauen in die Testimonien (z.B. wenn er S. 266 der späten Tradition glaubt, die Gorgias einen Schüler des Empedokles nennt) sowie sein unreflektierter Gebrauch des Wortes «sophistisch». Auch tut er Gorgias Unrecht: Dessen *concessiones* sind mit dem von W. S. 278 konstruierten Argument nicht vergleichbar: bei Gorgias sind die *Apodoseis* untereinander kompatibel.

Aber so sehr mich dies alles schmerzt und so sehr ich auf Überarbeitung bestanden hätte, hätte auch ich dieses Buch als Habilitationsschrift anerkannt, denn als Sprachwissenschaftler zeigt W.



weit mehr Methodenbewusstsein und weit profundere Kenntnisse denn als Literatursoziologe und Geistesgeschichtler. Dialektologie, Stilistik, Code-Switching, die vorgriechischen Sprachen Siziliens und die Idiolekte einzelner Autoren: Hier lässt W. kaum Wünsche offen. Ganz ausgezeichnet sind etwa seine Abschnitte zu den Paratymologien bei Empedokles; ihm gelingt sogar eine überzeugende Neuinterpretation von 31 B 105 (S. 224–228 und S. 245).

Otta Wenskus

*Rutherford, R.B.: Greek tragic style.* Cambridge University Press, Cambridge 2012. XVIII, 471 S.

Rutherford (R.) geht der Frage nach, „whether enquiries into language and style can practically or properly be separated from the criticism of a tragic drama as a whole in all its aspects“ (4). In seiner verneinenden Antwort beschreibt er die Tragödie als formales und verbales Kunstwerk; damit wählt er eine klassische philologische Herangehensweise, wobei er einschlägige moderne Forschungsfelder einbezieht.

Die Einleitung bietet neben Erklärungen zur Gattung, ihrer Form und ihrer Sprache auch einen Forschungsabriss zur philologischen Kritik bis hin zu neueren linguistischen Ansätzen. Die folgenden acht Kapitel zeigen auf, wie in der Tragödie die Sprache (über die Ebene der Semantik hinaus) so auf den jeweiligen Inhalt und die Kommunikationsform abgestimmt ist, dass sich die Wirkung der drei Komponenten gegenseitig verstärkt. Das Spektrum reicht von einzelnen Wörtern und ihrem Beitrag zur Entfremdung von der Alltagssprache über die Ausdruckskraft und Variation dramatischer Formen wie Rhesis und Monodie bis hin zum Einsatz von Ironie.

Die detaillierte Lektüre von Textpassagen ergibt ein Plädoyer, den Text als Komposition ernst zu nehmen. Der Leser erhält nicht etwa Aufzählungen von Stilfiguren, sondern eingehende Darstellungen, wie die stilistische Gestaltung eines Textes dabei hilft, seinen Sinn und seine Dynamik zu erschliessen. Bisweilen ringt R. darum, das schwer Erklärbare, die Wirkung von Stil, in Worte zu fassen, aber insgesamt sind seine Darlegungen luzide und überzeugend: Dank einer grossen Fülle von Beispielen und einer gehörigen Portion «common sense», die Überinterpretationen verhindert, gelingt es ihm zu zeigen, dass eine schematische formale Herangehensweise unbefriedigend bleibt und wie sehr sich stattdessen der Blick auf die Details der Stücke in Wechselwirkung mit den spezifischen Erfordernissen des jeweiligen Kontexts lohnt (169: «no such categories are really adequate substitutes for detailed analysis in context»). Vor dem Auge des Lesers entsteht ein Eindruck von der Schöpfungskraft und Sprachgewalt jedes der drei grossen Tragiker.

Gunther Martin

*Ucciardello, Giuseppe: Hypomnemata papiracei e lessicografia. Tra Alessandria e Bisanzio.* I Quaderni di Orione, 1. Dipartimento di Civiltà Antiche e Moderne, Messina 2012. 149 S.

Im Mittelpunkt der laufenden Forschung über die antike Lexikographie und Grammatik stehen die vielfältigen Untersuchungen zu den Fragmenten der von alexandrinischen Philologen verfassten Kommentare und Lexika sowie zu ihren problematischen Verhältnissen mit der byzantinischen Gelehrsamkeit. Mit diesem Thema befasst sich auch Ucciardello in seinem kleinen, aber bedeutsamen Buch, das eine erweiterte Fassung eines von ihm im Jahre 2006 publizierten Aufsatzes darstellt.

Im ersten Kapitel (S. 11–35) setzt sich der Verfasser mit *P. Berol.* inv. 9965 (3./2. Jh. v. Chr.) auseinander, der ein Bruchstück eines ptolemäischen Lexikons überliefert. Nach dem kritischen Text mit einem reichen Apparat, der sowohl Verweise auf die erhaltenen spätantiken und byzantinischen Lexika als auch neue Textvorschläge enthält, werden die typologischen und inhaltlichen Eigenschaften des Werkes sorgfältig erforscht. Auffällig sind u.a. die Übereinstimmungen mit dem Hesychlexikon, das in die Gelehrtentradition von Pamphilos und Diogenian zu setzen ist, und die alphabetische Anordnung bis zum zweiten Buchstaben. Darüber hinaus dürfte der Autor des Lexikons nicht nur verschiedene lexikographische und dialektologische Quellen herangezogen haben, sondern auch Wörter unmittelbar aus attischen literarischen Werken (insbesondere aus den Komikern) genommen haben.

Die komplexen und vielfältigen Beziehungen zwischen Hypomnemata und rhetorischen Lexika behandelt das zweite Kapitel (S. 37–68). Beispiele dafür sind *P. Merton.* II 55 (2. Jh. n. Chr.), der ein Fragment eines rhetorischen Lexikons (wie desjenigen von Harpokration) oder eines attischen Onomastikons enthalten könnte, sowie *P. Oxy.* 2637 (1. Hälfte des 2. Jh. n. Chr.), der einen Kommentar zur Chorlyrik überliefert. Besondere Aufmerksamkeit wird den exegetischen und inhaltlichen



Übereinstimmungen mit den erhaltenen Lexika, wie z.B. (Diogenian-)Hesych und den rhetorischen, gewidmet.

Im ersten der drei Appendices (S. 71–79) wird die Benutzung der Begriffe «Αθηναῖοι/Ἀττικοί» aus einigen lexikographischen Werken (Hesych, Pollux, Phrynichos u.a.m.) zusammengestellt und analysiert. Der zweite Anhang (S. 81–90) enthält eine neue Ausgabe des rhetorischen Lexikons in *P. Oxy.* 1804 (2./3. Jh. n. Chr.; Valerios Diodoros?), die mit ausführlichem Apparatus und Anmerkungen versehen ist. Im Letzten (S. 91–94) werden die Marginalien der Hs. Genova, *Urbani* 29 in Bezug auf Arethas und die Entstehung des *Parisinus Coislinianus* 345 thematisiert, mit besonderer Berücksichtigung der Verbreitung der lexikographischen Materialien in Konstantinopel während des 10. Jh.

Ucciardello ist schliesslich mit dem Wunsch, dass seine Recherchen zur Überlieferungsgeschichte der rhetorischen attizistischen Lexika bald veröffentlicht werden, für diese wichtige Studie zu danken.

Stefano Valente

*Raymond, Emmanuelle* (ed.): **Vox poetae. Manifestations auctoriales dans l'épopée gréco-latine. Actes du colloque organisé les 13 et 14 novembre 2008 par l'Université Lyon 3.** Textes réunis et présentés par Emmanuelle Raymond. Collection du Centre d'Etudes et de Recherches sur l'Occident Romain – CEROR 39. De Boccard, Paris 2011. 432 S.

Selon Aristote, la parole personnelle du poète épique est par essence transgressive puisqu'elle fait fi d'un code esthétique qui voudrait la neutralité auctoriale. En dix-neuf communications, l'on tente de voir clair dans les thèmes et moyens de cette transgression ou, si l'on préfère, dans les manifestations egotiques d'auteurs grecs et latins bien trop narcissiques pour accepter l'effacement. Le résultat est un épais volume d'actes qui sera, au goût de chacun, une énergique synthèse ou une bigarrure, exact reflet de ce qui se trouve assez opportunément désigné (p. 9) comme une «hybridation générique» parfois tératogène, voire néoplasique – je file la métaphore biologique. Comme il y a fort longtemps que les littéraires se sont débarrassés de la critique positiviste d'un Sainte-Beuve au profit d'un subjectivisme intellectuellement plus productif, d'emblée est mise de côté l'irritante difficulté de l'historicité du *poeta* au profit de la seule spécificité de sa *vox*. Trois parties constituent ce volume. La première partie (p. 15–122 *Vox poetae: Identités d'auteur?*) est un défilé raisonné des masques que se donnent les poètes pour fonder l'autorité de leur parole, émise par un moi dès lors amplifié et artificiel, instance topique, partagée en connivence avec le lecteur, érigée non pas en voix mais en porte-voix. La deuxième partie (p. 123–266: *Affleurements d'une subjectivité poétique*) est consacrée à l'examen des interventions auctoriales directes, telles les exclamations et les exhortations par lesquelles l'auteur commente son propre énoncé. Introduisant une discontinuité dans la linéarité du signifiant, celles-ci fonctionnent comme autant de trappes d'où surgissent moins l'émotionnel et l'axiologique que la main du poète manipulateur des affects de son lecteur; cette main est de fer ou de velours, elle caresse ou empoigne selon des modes qui doivent beaucoup à une topique et plus encore à la variabilité d'un désir d'agir. La troisième partie (p. 263–354: *Idéologies de poètes. Quand la voix du poète et la voix du citoyen se rencontrent*) relance la *uexata quaestio* de l'interaction du politique et du poétique. Celle-ci a fait l'objet d'innombrables travaux qui témoignent du glissement progressif de l'historique vers l'esthétique tel que je l'évoquais: l'air du temps étant à l'individualisme, il serait étrange que les actuels critiques ne valorisent pas la personne créatrice aux dépens de celle du serviteur de ce qui n'est pas encore une «idéologie», un terme dont il faut déplorer l'usage. Il confère assurément un sérieux très «sciences politiques» mais implique un systématisme de pensée parfaitement étranger aux poètes. Que certains d'entre eux aient eu ces attitudes mercenaires qu'on leur reprocherait avec indignation s'ils avaient été du côté des perdants ne fait évidemment pas un Joseph Goebbels de ce bon Virgile. On consultera également cet intéressant volume pour s'informer des récents avatars de la critique littéraire d'expression francophone. On constatera alors un alourdissement notable d'un style académique parfois empêtré jusqu'au galimatias – qui fait la lecture pénible – et surtout une répétitivité de l'expression et de la méthode sinon même de l'idée – qui fait la lecture ennuyeuse – que les pessimistes considéreront comme symptomatique d'une scolastique mais où les optimistes trouveront matière à espérer une proche (r)évolution.

Carole Fry



*Fitzgerald, William: How to read a Latin poem. If you can't read Latin yet.* Oxford University Press, Oxford 2013. IX, 278 S.

In this book William Fitzgerald acts as an expert guide through a carefully arranged selection of examples. Ranging chronologically from Catullus to Martial he starts with smaller scale poetry and then turns to the grand genres of epic and tragedy. He puts Horace and Vergil at the core and Roman love elegy at the front. The decorum of elegy is followed by the sometimes obscene poetry of invective and at the end we read about the apocalyptic poetry of Lucan and Seneca and the visionary models of the universe by Lucretius and Ovid. Over the course of the book the diversity of Latin poetry becomes ever more clear and meaningful.

Fitzgerald invites the reader to share the experience of reading a Latin poem in the original language and looks at how through the distinctive possibilities of the Latin language the meaning in a Latin poem is constantly suspended until it is revealed eventually though not necessarily as stable; he listens to the sounds and the rhythm of the Latin and reads figuratively as well as equivocally; he evokes the cultural, physical, and political context where necessary and stimulates the reader with a great variety of concepts which have informed and indeed transformed our reading of Latin poetry in the recent past. Sensitive to the finest nuances and idiosyncrasies of each poet, Fitzgerald offers penetrating insights into the complex workings of Latin poetry.

The title of this book promises accessibility and Fitzgerald provides the reader with an introduction on the characteristic features of Latin poetry, its use of language and its historical context; English translations throughout, a guide to further reading and a glossary at the end. Occasionally he addresses the alienation which might be felt by a modern reader with regard to social snobbery or moralistic sentiments and emphasizes as his motive the experience of difference rather than tradition. He thus takes on accusations of exclusivity and in a wider sense the current debate about the future of Classics in England. However, this book is not for novices as a certain familiarity with e.g. grammatical terms or Roman mythology is taken for granted. Nevertheless, the spirit of rediscovery which Fitzgerald invokes in his introduction will enchant the previously initiated. Astrid Voigt

*Guérin, Charles: Persona. L'élaboration d'une notion rhétorique au I<sup>er</sup> siècle av. J.-C. Volume I. Antécédents grecs et première rhétorique latine.* Textes et Traditions 18. Vrin, Paris 2009. 431 S.

*Guérin, Charles: Persona. L'élaboration d'une notion rhétorique au I<sup>er</sup> siècle av. J.-C. Volume II. Théorisation cicéronienne de la persona oratoire.* Textes et Traditions 21. Vrin, Paris 2011. 474 S.

Philologues, littéraires et même linguistes se sont beaucoup occupés du *dicendi peritus*; les spécialistes du psychisme n'étant guère présents dans nos disciplines, seuls les historiens de la philosophie se sont inquiétés du *uir bonus*. L'auteur de cette très consistante étude se propose d'en faire l'examen. Il s'agira donc de considérer la pratique oratoire non plus en fonction du message qu'elle véhicule ou du récepteur de celui-ci, mais en fonction de son émetteur. Le propos général vise à l'élucidation de ce paradoxe qui non seulement veut l'individuation d'un sujet parlant investi d'une personnalité et d'émotions irréductiblement individuelles, mais aussi exige l'ostension de signes constitutifs d'un code stable et partagé qui fait reconnaître le sujet dans sa fonction d'orateur. Charles Guérin s'applique ainsi à dégager les traits distinctifs de la manière dont s'incarne dans l'orateur cette intrication que les linguistes voient comme celle de la parole et de la langue, que les philosophes reconnaissent comme celle de l'immanent et du transcendant et que les psychanalystes désignent comme celle du self et du faux-self. Le trajet suivi par Charles Guérin est d'abord chronologique; il montre comment l'usage sémantique a fait glisser un référent foncièrement psychique et comportemental (*ethos*) à cette chose d'extériorité typée qu'est le personnage (*persona*). Il y va au fond de cette vieille opposition qui fait s'affronter un Grec qui veut savoir ce qu'est une chose, et un Romain qui ne s'inquiète que de savoir comme cette chose fonctionne – cela s'est vu de manière spectaculaire à propos de la nature de l'Etat. Dans cette perspective, le second volume est tout particulièrement précieux puisqu'il permet d'observer jusque dans le détail le plus éclairant comment le Romain s'y prend pour faire façon de cette part irréductible et irritante de flou qui surgit immanquablement sitôt qu'il s'agit non pas même de codifier le comportement humain mais simplement d'en rendre compte. En somme, les théoriciens de



la romaine *persona* n'ont pas eu la part plus facile que les modernes psychiatres rédacteurs du *DSM 5*! Le renversement de la dynamique communicationnelle tel que le pratique Charles Guérin amène évidemment à considérer l'orateur comme un individu incarné dans un contexte psychologique, social et culturel dont il est tout entier le produit résultant. Bien entendu, les voiles de cette dialectique de la rétroaction se gonflent au grand vent d'une sociologie française dressée à la Bonne Nouvelle selon Pierre Bourdieu. En pareil cas, le lecteur d'habitude soupire et s'attend stoïquement à ce que la théorie fasse rage. Or, tel n'est pas le cas. Par une très heureuse surprise, Charles Guérin livre un travail de facture très classiquement historicisante, porteur d'une pensée riche et fluide, toujours concrète, illustrée d'abondance et menée avec fermeté. Le lecteur vraiment exigeant trouvera peut-être que l'ensemble aurait gagné à plus d'économie d'expression – l'auteur a la plume facile, sinon même profuse. Il restera de ce livre non seulement une très remarquable étude de *Kulturgeschichte* mais surtout une impressionnante série d'études lexicales qui en font un véritable dictionnaire raisonné du vocabulaire psychosociologique de l'art oratoire.

Carole Fry

*Honold, Alexander/Bierl, Anton/Luppi, Valentina* (Hg.): **Ästhetik des Opfers. Zeichen/Handlungen in Ritual und Spiel**. Wilhelm Fink, München 2012. 313 S.

Difficile, se non impossibile, riassumere in poche righe un volume miscelaneo: se ciò è valido in linea di principio, lo è ancora di più nel caso di un'opera multidisciplinare come quella in questione, composta di sedici studi che vanno dall'antichità classica all'età moderna. Il *Leitmotiv* del libro è il sacrificio/offerta, inteso, in particolare, nella sua dimensione estetica: le basi teoriche, interessanti e originali, sono formulate dai curatori nella premessa, in cui si delineano i punti nodali attorno ai quali il volume dovrebbe svilupparsi. Il tema, cioè lo studio del sacrificio da una nuova angolazione attraverso la sua valenza estetica, è innovativo: tuttavia, non sempre i singoli contributi possono vantare una stretta aderenza al filo conduttore del volume, e talvolta i nessi che li legano tendono a rimanere oscuri. In ogni caso, nel complesso si segnalano per originalità e interesse alcuni lavori: senza dubbio encomiabile lo sforzo compiuto da A. Petrovic, il quale fornisce una dettagliata rassegna riguardante il sacrificio cruento nei papiri magici, affrontando il problema anche da un punto di vista metodologico, rapportando il (cosiddetto) «sacrificio magico» a quello tradizionale; H. Versnel si occupa del dio Ermete, evidenziando la prossimità di tale figura alla dimensione umana, e ponendo l'accento su alcuni caratteri tipici del dio, offrendo un utile resoconto. Spicca positivamente il lavoro di I. Petrovic, la quale analizza il rapporto fra poema e offerte rituali (con particolare riferimento agli inni di culto e a Callimaco): il dono poetico è inteso alla stregua delle altre elargizioni rituali, ivi compreso il sacrificio, e anzi può addirittura essere inteso come la migliore e più duratura offerta. A. Bierl si occupa invece dell'estetica del sacrificio nel romanzo di Achille Tazio, concentrandosi sulla tematica erotica e sulle metafore sessuali, mostrando come nel romanzo erotico anche la pratica sacrificale si iscriva nella dimensione sessuale-amorosa, grazie a richiami, allusioni e metafore. Sul mito di Prometeo e Pandora si concentra A.-B. Renger, mentre L. Zieba affronta il sacrificio «empio» dei buoi del Sole da parte dei compagni di Odisseo, e V. Luppi quello funereo descritto nel finale della *Elena* euripidea. Fra i contributi dei modernisti, da segnalare quello di B. Dahlke dedicato all'organizzazione giovanile *Wandervogel*, che a inizio secolo magnificava il primato della guerra e del sacrificio di se stessi come prove di valore e di eroismo, mentre A. Honold segue gli sviluppi e la fortuna della figura di Ifigenia, da Euripide a Goethe e Racine. A. Krass dedica il suo contributo a Hartmann von Aue, poeta epico tedesco a cavallo fra XII e XIII sec., V. Richter al *Titus Andronicus* e al *Much Ado About Nothing* di Shakespeare, R. Görner alla *Das Musikalische Opfer* di Bach (BWV 1079), S. Aeberhard alla *Penthesilea* di B.H.W. von Kleist (1777–1811), M. Klemm ad alcune opere di A. von Kotzebue (1761–1819), H.R. Brittnacher al sacrificio cruento in H. von Hofmannsthal (1874–1929) e J. de Maistre (1753–1821), e infine S. Kleie al genere operettistico fra J. Offenbach (1819–1880) e la *Arabella* di R. Strauss (su libretto di Hofmannsthal), del 1933. In definitiva, il volume rappresenta una lettura interessante, e talvolta persino stimolante, la cui consultazione, tuttavia, è purtroppo sensibilmente inficiata dalla totale assenza di qualsiasi indice, di cui si avverte la assoluta necessità in un'opera di così ampio respiro.

Nicola Serafini



*Haake, Matthias/Jung, Michael* (Hg.): **Griechische Heiligtümer als Erinnerungsorte. Von der Archaik bis in den Hellenismus.** Erträge einer internationalen Tagung in Münster, 20.–21. Januar 2006. Franz Steiner, Stuttgart 2011. 163 S., 10 Abb.

Die altertumswissenschaftliche Beschäftigung mit griechischen Heiligtümern reicht an die Anfänge unserer Fächer zurück und erfährt nur noch selten grundlegend neue Impulse. Daher ist es sehr erfreulich, dass die Verfasser der sieben Tagungsbeiträge weitgehend bekanntes literarisches, archäologisches und epigraphisches Material mit einer innovativen Fragestellung bearbeitet haben. Das Ziel, «systematisch die strukturelle Bedeutung von Heiligtümern für die Ausbildung einer historisch fundierten Gruppenidentität» (S. 17) zu untersuchen, haben die Autoren mit unterschiedlichem Erfolg erreicht. An die überzeugende methodische Einführung von M. Jung schliessen sich vier Studien zu den panhellenischen Heiligtümern in Delphi, Olympia und Korinth an. Besonders positiv hervorzuheben ist hier der Beitrag von K. Trampedach, der zeigt, dass panhellenische Erinnerungsfiguren in Delphi aus einem Wechselspiel von vergangenheitspolitischen Massnahmen der weihenden Poleis und des Heiligtums selbst hervorgegangen sind.

Weiter widmet sich der Band drei lokalen Heiligtümern in Rhamnous, Sparta und Halikarnassos – Letzteres verwundert etwas, weil «das vielschichtige Problemfeld Kleinasien» (S. 17) zuvor aus dem Untersuchungsrahmen der Arbeit ausgeschlossen worden ist. Da sich alle Beiträge mit der Erinnerungspolitik in klassisch-hellenistischer Zeit beschäftigen und vielfach kaiserzeitliche Autoren konsultiert werden, sind auch die zeitliche Eingrenzung sowie der Untertitel der Arbeit unpräzise. Zum inkohärenten Charakter des Bandes trägt auch bei, dass man auf eine Zusammenfassung der Ergebnisse, eine gemeinsame Bibliographie sowie Indices gänzlich verzichtet hat. Dass bei der Präsentation Wünsche offen geblieben sind, soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Tagungsband konstruktive Fragen aufwirft und Antworten liefert, die sich vor allen Dingen auch durch ein kritisches Bewusstsein der Autoren gegenüber methodischen Problemen und quellenbedingten Erkenntnisgrenzen auszeichnen.

Janett Schröder

*Smith, Amy C./Pickup, Sadie* (eds): **Brill's Companion to Aphrodite.** Brill, Leiden/Boston 2010. XVII, 452 S.

This is an unusual work of reference and a stage-setter at once because it aspires to establish a tradition in companions dedicated to individual deities (apparently from Greek and Roman polytheisms) rather than theme-driven. The enterprise is very welcome indeed since the book provides an up-to-date assessment of what Aphrodite has come to represent in the scholarly discourse of ancient polytheism, although it occasionally fails to address issues hotly debated or leaves particular areas of scholarship poorly discussed.

In the introductory section, Pirenne-Delforge (3–16) is the first to venture an overview of all those factors that render Aphrodite's central position in scholarship on Greek polytheism and stirred a remarkable production of books and essays. Apart from providing a shrewdly condensed reading of current scholarship highlights concerning Aphrodite and adducing her own sharp-witted insights into what remains to be done in terms of research, she names the reasons that caused this boom of scholarly concern: a) abundance of material in disposal for archaeological and philological study, b) the deity's Near-Eastern origin, c) ambiguity most frequently grasped as veering between a prevailing civic character and strong connotations of sexuality and love. Amy Smith and Sadie Pickup (17–26) nicely summarize the “new buds” to the study of Aphrodite in terms of identity documentation, forms of manifestation, and venues of veneration. By taking a glance at the papers that follow this section, it becomes apparent that these two chapters set the benchmarks against which current scholarship on Aphrodite and its individual emphases (such as genealogical stories, origins, syncretism, literary as well as visual representations, cultic labelling, spatial framing) are measured.

In section 1, Led Kanaan's contribution (29–49) tackles the question of Aphrodite's appearances. The answer he ventures aims to specify the narrative, discursive as well as visual contexts in which the correlative nature of Aphrodite's aniconic and figurative representations can be perceived along the lines of beauty. His point of departure is Ἀφροδίτη Καλή in Plato's Ladder of Beauty where the goddess, so Kanaan argues, stands for a transcendent criterion of beauty, dissociated from the



governing connotations of femininity. In what follows, he turns to the *Homeric Hymn to Aphrodite* and Hesiod's *Theogony* in order to illustrate the interface of visual and gendered factors inherent in epiphanic contexts on the basis of dressing and ornamenting. Kenaan's approach has the advantage of putting forward a model for understanding Aphrodite's appearances that pays special attention to the importance deconstructing epiphanic discourse has for re-evaluating traditional schematizations of the kind "Aphrodite equals female beauty" (= "god equals individual feature").

James Burbidge (51–78) delivers a literary analysis of Venus' role in *Aeneid* 1 where she meets up with her son Aeneas. His point is one that builds on the poetic technique of dramatic irony, which arises by recourse to various intertexts mainly from the Greek literary tradition. Literary is also Stephanie Budin's (79–112) starting point, which she puts in the service of an analysis of Aphrodite's martial qualities in Greek and Roman cult. The conclusion she draws is that the image of Aphrodite as Roman *victrix* is principally ascribed to the Romans and has little bearing on the cult life of ancient Greece.

Pironti's chapter (113–130) is compelling from a methodological point of view because it raises claims to study the discourse over divinities within Greek polytheism *the proper way*. In her attempt to seriously question clichés ascribed to Aphrodite such as "goddess of love" and "goddess of sexuality", she turns to her relation with Ares as encapsulated in narrative media and cultic configurations. In doing so, she seeks shelter to the newly established "gods at work" principle, propagated by Robert Parker, in order to point out the polyvalence of Aphrodite's "divine power" beyond the rigid confinements of structuralist polarities and complementarities. Even though I applaud Pironti's wish to punctuate conceptual overlaps with the semantic field of war and Aphrodite's cultic interaction with Ares, I find it hard to accept a reductionist approach limited to the exploration of interdependencies with one single deity in one-to-one notional formations, the more so since Parker's functionalist schema has an explicitly pluralistic edge. To give just one example of what I mean, in the so-called Song of Ares and Aphrodite in *Odyssey* 8 it might be worth examining Aphrodite's narrative links with Apollo and Hermes next to the ones with Ares and considering potential correspondences in the realm of cult, if we want to escape the danger of flirting with structuralism and make the full out of Parker's "gods at work" principle.

Section 2, which sets out to deal with Aphrodite's companions and relations, regrettably falls short. It limits its scope to two otherwise cardinal traits of Aphrodite's literary configurations in early Greek epic: a) Annette Teffeteller (133–149) draws on the Hittite epic tradition to demonstrate that the Song of Ares and Aphrodite in *Odyssey* 8 is replete with cross-cultural undercurrents to the Hittite myth of Asertu and her unwilling coming together with the Stormgod; b) Cassandra Jackson's chapter (151–163) is more straightforward in defining Aphrodite's place within the Greek pantheon by providing a glimpse of how Aphrodite's power in the realm of love and sexuality generates narrative tension with the traditionally paternalistic image of Zeus 'the father of men and gods' and sets the stage for authorizing anew his uncontested supreme τιμή. What would have given, however, a more thorough sense of Aphrodite's links with other gods, at least in narrative contexts, is an assessment of her ties with deities such as Ares, Hermes, Eros, and the Graces; deities, which we know she had joined cults with. It is not clear why this particular section comprises only two chapters that focus on epic visualizations of Aphrodite, and has not hosted treatments of Aphrodite's "sociomorphic" attributes in genres such as hymns, tragedy, comedy, or even the novel.

In section 3, Anja Ulbrich (167–193) has a chapter on the iconography of Aphrodite in the era of the city-kingdoms, *i.e.*, in the archaic and classical periods. The dedications to Cypriot Aphrodite vary from figurines with uplifted arms, Astarte-like and kourotropic attributes, vegetal adornment, Hathor images, turreted crown, and Greek-type appearance. This speaks for a wide appeal of Aphrodite's cult and an intensely syncretistic tendency. The chapter matches Elisabetta Pala's treatment of explicitly Hellenic iconography of the goddess on Attic pottery (195–216). While nuptial imagery and mythic scenes predominate in the visual representations of the late archaic and classical periods, Aphrodite's cultic association with Eros as attested first and foremost on the Acropolis of Athens gains currency on red-figure vases of classical Athens. Athens is again on the spotlight in Chrysanthi Papadopoulou's paper (217–233), which examines Aphrodite's intrinsic relation with the marine element on the basis of cult-names such as *pontia*, *pelagia*, *(epi)limenia*, *nauarchis*, and *euploia*. Her



point is an admittedly exciting one that links Aphrodite's representations with the rise and fall of the Athenian fleet in the 5th and 4th centuries BCE. The next three chapters of this section deal with the spread of Aphrodite's cults throughout the Greek and Roman world. Specific sites in the western Greek mainland reveal, thus Alexander Nagel (235–250), not only the diversity of Aphrodite's cultic profile in the region but tackles the problem of how to proceed with assessing Aphrodite-related evidence such as epigraphic and archeological when there is not enough text there. Sophie Mantel (251–268) focuses on Knidos and draws a set of necessarily tentative conclusions about the architectural environment within which the statue of Knidian Aphrodite and the cult of Aphrodite *euploia* were accommodated, by adducing arguments that range from Praxiteles' time down to the Romanized 2nd century AD. A similar blend of Greek and Roman culture forms the core of Jenny Wallensten's point (269–284) that political developments in the late Hellenistic and early Roman periods lay the groundwork for Aphrodite to become an archetypal deity of the *genetrix* kind in Rome and be merged with personalities of the ruling houses of the Augustans and Julio-Claudians.

Section 4 centers on the reception of Aphrodite from antiquity to the present. There are two papers dealing with modes of Aphrodite's survival in the Roman culture: Rachel Kousser (287–306) provides an account of potential functions classicizing images of the goddess had in Augustan public art, whereas Margherita Carucci (307–320) draws on the Thuburbo Maius mosaic in Roman Africa to argue for "male pleasure in controlling and displaying power within the context of the amphitheatre" (p. 320). Anthousa Papagiannaki (321–346) sets out to examine Aphrodite's diffused visual representations throughout Late antiquity and Medieval Byzantium, a token of the goddess' popularity, which mainly feeds on the intriguing notion of sexuality. David Bellingham (347–374) makes an interesting case for the refracted image of Venus in Botticelli's much celebrated painting *Venus and Mars* where she tends to morph into Roxanna, Simonetta Vespucci, Minerva, Mary Magdalene, and Eve. Finally, Anna Gruetzner Robins (375–386) explores the use of Aphrodite's images in Greco-Roman sculpture in a triadic pictorial complex by Pierre Bonnard. It appears that the Greek goddess Aphrodite has been a very influential figure that pervades the visual arts of Roman antiquity up to the modern era inasmuch as it thematizes, with varying emphases and in different contexts, the diachronic value of sexuality and lovemaking.

Aphrodite is an exciting field of work and certainly receptive of further scholarship on cultic aspects. This collection of essays does justice to the numerous monographs, which have managed to set the *status quaestionis* in the modern study of Aphrodite, but does not succeed in sketching out a unifying image of her impact on Greek literature overall, an area that should have been taken for granted as a well-argued integral part of the volume's contents. Marios Skempis

*Aston, Emma: Mixanthrôpoi. Animal-human hybrid deities in Greek religion.* Kernos Supplément 25.

Kernos. Centre International d'Etude de la Religion Grecque Antique, Liège 2011. 383 S., 42 Abb.

Ziel der vorliegenden Monographie, die auf einer an der University of Exeter geschriebenen Doktorarbeit aus den Jahren 2003 bis 2007 basiert, ist eine umfassende Untersuchung und Darstellung der Gottheiten in der griechischen Religion, die in menschlich-tierischer Gestalt auftreten.

Das Buch gliedert sich in Einleitung, drei je knapp 100 Seiten umfassende Hauptkapitel (I Cults and composition of mixanthropic deities; II Movement, absence and loss; III Mixanthropy and representation) und eine kurze Zusammenfassung, gefolgt von Bibliographie, Abbildungsverzeichnis und Indices. In der Einleitung widmet sich die Verf. dem Problem der zahlreichen, aber uneindeutigen griechischen Termini, mit denen menschlich-tierische Mischwesen beschrieben werden, und erklärt ihren Entscheid für das seltene Wort *mixanthrôpos*, das sie als *mixanthropy* (samt den entsprechenden Ableitungen nach dem Vorbild von *misanthropy*) ins Englische übersetzt (S. 13). Es folgt eine kurze Übersicht zum Verhältnis der Griechen zu Tieren, die stets in ihrem Verhältnis zum Menschen gedeutet und zu diesem in Abgrenzung gebracht werden (S. 16–21), sowie ein Vergleich von *mixanthropy* in verschiedenen anderen antiken Kulturen (v.a. Ägypten; S. 21–27) und ein erster Überblick über seine Bedeutung in der griechischen Kultur (als dekoratives Element; im Kontext des Dionysos-Kults; im Verhältnis zu Monstern/thaumata; S. 27–49). Im ersten Hauptteil gliedert die Verf. die Gottheiten



gemäss ihren Erscheinungsformen und Lebensarten (Meer/Flüsse S. 55–89; Erde S. 91–132; winged/horned gods S. 133–148). Im zweiten Hauptteil werden dieselben Gottheiten bzw. ihr Kult unter den Kategorien «expulsion», «withdrawal», «absence/loss» sowie «time» und «place» untersucht, im dritten Hauptteil unter den Oberthemen «metamorphosis», «masks», «plurality» und «manufacture».

Die Verf. schreibt in ihrem Vorwort, dass sie erst im Verlauf ihrer Arbeit gemerkt habe, dass «animal-hybrid gods» nicht, wie anfangs angenommen, eine Rarität, sondern omnipräsent seien in der antiken Literatur und Religion. Damit wird eine Schwierigkeit der vorliegenden Monographie angesprochen: Die gestellte Frage, was nämlich griechische Gottheiten in tierisch-menschlicher Gestalt auszeichnet und worin sie sich in ihrer Konzeption gleichen (S. 11–12), gerät bisweilen ob der Fülle von Details etwas aus dem Blickfeld. Die Verf. behandelt nicht nur weitverbreitete Gottheiten in menschlich-tierischer Gestalt (z.B. Pan, Cheiron) oder eher unbekanntere Göttinnen und Götter (z.B. Eurynome), sondern auch Figuren, die gar keine Gottheiten sind, aber in Tiere verwandelt werden bzw. sexuelle Verbindung mit Tieren eingehen oder animalische Züge aufweisen (Actaion S. 264–265; Pasiphae S. 326–327 oder Pandora S. 327–330). Der Anspruch der Verf., möglichst alle Aspekte von mixanthropy aus Mythos, Kunst und Religion auszuloten, zeigt sich auch darin, dass sie in den drei Hauptkapiteln dieselben Gottheiten unter verschiedenen Kategorien (z.B. Raum, Zeit, Absenz), die keineswegs spezifisch für mixanthropy sind, untersucht. Dies macht das äusserst kenntnis- und detailreiche Buch zu einem wichtigen Thema leider zu einer etwas schwerfälligen Lektüre.

Judith Hindermann

*Malaise, Michel: A la découverte d'Harpocrate à travers son historiographie. Mémoire de la Classe des Lettres.* Collection in-8°, 3<sup>e</sup> série. Tome LVII, n° 2079. Académie royale de Belgique, Bruxelles 2011. 165 S.

M. Malaises Werk widmet sich dem Gott Harpokrates, der in jüngster Zeit in der Forschung viel Aufmerksamkeit erfahren hat. Es ist ein wichtiges Handbuch für all diejenigen, die sich mit Harpokrates, ja Kindgöttern überhaupt befassen: In acht Kapiteln (leider fehlerhaft nummeriert) wird – chronologisch sortiert – die Literatur vorgestellt und innerhalb ihrer Zeit bewertet. In Gestalt dieser sehr gründlichen «kommentierten Bibliographie» wird der Komplexität und dem Facettenreichtum des Themas Rechnung getragen, und die Brauchbarkeit dieses Ansatzes kann nur bestätigt werden – ist doch die Literatur rund um den Gott ungeheuer vielfältig und thematisch heterogen. Das Schlusskapitel enthält die Auswertung zu einigen Schlüsselfragen rund um den Gott. Nach methodischen Anmerkungen werden mehrere Themenbereiche herausgelöst: die Identifizierungsproblematik, die Entstehung des Gottes und seiner Ikonographie sowie die Bestimmung des Herkunftsortes. Schliesslich werden knapp die unterschiedlichen Quellen angerissen: Epigraphik, Onomastik, Numismatik und Bildnisse. Beendet wird das Kapitel mit einer Rekonstruktion der Gründe für den Aufstieg des Gottes. Diese Zusammenfassung enthält wichtige Anmerkungen und Schlussfolgerungen. Es werden Schwierigkeiten rund um das methodische Vorgehen angesprochen – mit Fug und Recht wird vor allem die Heterogenität der so zahlreich erhaltenen Quellen betont, deren unterschiedliche Natur und Funktion sowie der Überlieferungszufall als zu beachtende Grössen. In dem knappen Rahmen werden die Bereiche nur angerissen – man könnte das eine oder andere ergänzen – vor allem für die Identifizierungsproblematik, die hier von den Inschriften her angegangen wird und beispielsweise den Erkenntnisgewinn durch Fundorte und -kontexte ausspart. Ausführlicher wird dagegen die Herkunftsfrage angesprochen, und die Argumente, die sich nicht nur auf die Dokumentation an den einzelnen Ort stützen, sondern auch die Ursachen der Entstehung des Kultes im Blick haben, sind überzeugend. Der ebenfalls ausführliche Abschnitt über die Gründe für den «Siegeszug» des Gottes führt für die ägyptische Linie die königliche Legitimation und den Aufstieg der osirianischen Triade an und für den griechisch-römischen Raum vor allem die Gleichsetzungsmöglichkeiten (Apollon, Dionysos usw.) sowie das vielfältig deutbare Potential des Gottes – vielleicht sollte man hier ergänzen, dass der «Export» des Gottes früher einsetzte als in der Ptolemäerzeit und durch direkte Kontakte mit der ägyptischen Form nicht der gräzisierten oder gleichgesetzten Variante angeregt war. Insgesamt ist das Büchlein – wie vom Autor selbst intendiert – ein wichtiges Werk für zukünftige Studien zu Harpokrates.

Katja Weiss



*Behrwald, Ralf/Witschel, Christian* (Hg.): **Rom in der Spätantike. Historische Erinnerung im städtischen Raum.** Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien/HABES 51. Franz Steiner, Stuttgart 2012. 409 S., 39 Abb.

Der Sammelband enthält die auf einem Kolloquium in Heidelberg 2006 gehaltenen Vorträge zur historischen Erinnerung im städtischen Raum am Beispiel des spätantiken Rom. Es geht dabei um die räumliche Verortung historischer Erinnerung – in welchen Bauten, Anlagen und Inschriften ist sie greifbar? –, sowie um die verschiedenen Formen und Inhalte dieser Erinnerung und die Frage, welchen gesellschaftlichen Gruppen (Heiden, Christen, Senatoren) sie sich jeweils zuordnen lässt und von welchen sie wahrgenommen wurde oder werden sollte (S. 15–17; S. 17–24 besonders zu Rom, S. 383).

Die Beiträge widmen sich diesem Thema aus der Sicht verschiedener Disziplinen der Altertumswissenschaft, nämlich der Alten Geschichte, der Epigraphik, der Archäologie und der Philologie. Eine generelle Einführung durch die beiden Herausgeber in die Forschungsgeschichte der Fragestellung, die sich eigentlich erst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts entwickelte, eröffnet den Band. Sie fasst die Ausgangslage für die Behandlung dieser Problematik zusammen und bietet zugleich am Rande und verstreut, besonders in einzelnen Anmerkungen, eine gewisse Zusammenfassung der Ergebnisse des Kolloquiums, indem auf einzelne Abhandlungen im Band verwiesen wird (vgl. besonders ab S. 20 der Einführung, vgl. z.B. S. 23, n. 67 u. n. 71), eine Zusammenfassung, die dem Band als eigener Abschnitt beigegeben ist, fehlt. Zugleich enthält die Einführung einen Ausblick, der nur wenige Zeilen umfasst (vgl. besonders am Schluss S. 23–24), auf die weiteren Aufgaben der Forschung. Es folgen die in drei Themenbereiche geordneten Beiträge (säkulare Erinnerungsorte, christliche Erinnerungsorte, historische Erinnerung in spätantiken Inschriften), die zuweilen aufeinander Bezug nehmen (vgl. z.B. S. 309, n. 3; S. 389, n. 169). Der Band bietet in Zusammenhang mit seiner Fragestellung reiches Material zur heidnischen und christlichen Topographie sowie zu den Inschriften des spätantiken Rom und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung dazu. Auch die unterschiedliche Nutzung von Bauten in verschiedenen Epochen wird oft eingehend erörtert (vgl. z.B. S. 131). Deshalb ist es bedauerlich, dass Indizes fehlen, die den Zugang zu diesem Material wesentlich erleichtert hätten. Joachim Szidat

*Sguaitamatti, Lorenzo*: **Der spätantike Konsulat.** Paradosis 53. Academic Press, Fribourg 2012. XII, 314 S.

Im Zentrum des Buches steht die Frage nach der politischen und gesellschaftlichen Bedeutung der Träger des spätantiken Konsulates innerhalb des spätantiken Staats- und Gesellschaftssystems (S. VII). Es gliedert sich in sechs Kapitel, denen eine ausführliche Bibliographie (S. 251–286), ein Abbildungsverzeichnis (S. 287–288) und verschiedene Indizes (S. 289–314), die das Buch gut erschließen, folgen. Das 1. Kap. (S. 1–50) erörtert Kennzeichen, Ehrenrechte und Ehrungen, das 2. (S. 51–91) Rang und Status eines Konsuls, das 3. (S. 92–136) das Verhältnis der Kaiser zu den Konsuln, das 4. (S. 137–196) die Feiern zum Amtsantritt und die *spectacula* der Konsuln, und das 5. (S. 195–204) die Konsulate der Kaiser. Es folgt im 6. (S. 245–250) eine Zusammenfassung der Ergebnisse.

In der Bibliographie sind die wesentlichen Werke berücksichtigt. Es fällt aber auf, dass die gängigen Kommentare zu Ammianus Marcellinus und Zosimus offensichtlich nicht beigezogen wurden oder nicht zitiert werden.

Das Buch bietet vor allem eine Zusammenfassung der Ergebnisse der neueren Arbeiten zum spätantiken Konsulat, die sich in der Regel nur mit einzelnen Aspekten befassen. Es sucht die repräsentativen, gesellschaftlichen und politischen Elemente des spätantiken Konsulates zu einer Gesamtchau zu vereinigen. Dabei kommt es des begrenzten Raumes wegen zu Ungleichgewichten und Auslassungen in Details, aber auch bei grundlegenden Fragen. So wäre z.B. der Offizier Gaiso (cos. 351) ein weiteres wichtiges Beispiel für den Konsulat gewesen, mit dem ein Usurpator (Magnentius) geleistete Dienste (Constans' Ermordung) belohnte. Insgesamt wird die Verleihung des Konsulates an Personen, die nicht Mitglieder des Kaiserhauses sind (*privati*), zwar erörtert (S. 113, 210), aber nicht hinreichend deutlich als Entwicklung herausgestellt, die erst um die Mitte des 4. Jh. einsetzt. Als solche ist sie auch nicht in der Zusammenfassung der Ergebnisse behandelt.

Zentrale Punkte des Buches, die immer wieder betont werden, sind die Bedeutung des Ehrenrechtes der Eponymität für die Träger des Amtes und die des Konsulates insgesamt für die ge-



sellschaftliche Stellung seiner Inhaber, die auch politisch grosses Gewicht hatte. Die Bedeutung der Eponymität wird dabei anhand einiger Libaniusstellen ausführlicher belegt (S. 7–10, vgl. auch S. 211–212) und diskutiert (vgl. aber Widersprüche in der Übersetzung der Texte S. 8 u. 212). Bei anderen Problemen werden dagegen oft nur Ergebnisse der Forschung referiert. Joachim Szidat

*Coleman, Kathleen/Nelis-Clément, Jocelyne/Ducrey, Pierre (éds): L'organisation des spectacles dans le monde Romain.* Huit exposés suivis de discussions par Johannes Nollé, Onno M. van Nijf, Christina Kokkinia, Maria Letizia Caldelli, Jean-Paul Thuillier, Ruth Webb, Guy Chamberland, Christopher Jones. Entretiens sur l'antiquité classique LVIII. Hardt, Vandœuvres/Genève 2012. XXVII, 372 S., 40 Abb.

Der vorliegende Band widmet sich praktischen und politischen Aspekten der Ausrichtung von Schauspielen in der Kaiserzeit. Die Themen reichen von der Organisation der betreffenden Berufsleute in Vereinen (Caldelli) bis zur Konstituierung von gesellschaftstiftendem «kollektivem Wissen» im gemeinsamen Erleben der Spiele (van Nijf); von der Rolle der Zirkusfaktionen für die professionelle Identität der Beteiligten (Thuillier) bis zum Selbstverständnis der Stifter, wie es vor allem in Inschriften dokumentiert ist (Chamberland).

Mehrere Beiträge richten besonderes Augenmerk auf die agonalen Komponenten des Schauspielwesens. Diese umfassen nicht nur die eigentlichen Wettkämpfe, sondern auch den Wettbewerb zwischen Sponsoren und zwischen den Städten, die Spiele veranstalten (und dies in ihren Münzprägungen festhalten: Nollé), sowie die Konkurrenz von Spielen mit anderen Formen von Euergetismus wie öffentlichen Bauten oder Symposia (Kokkinia). Webb untersucht agonale Elemente und Kontexte im Pantomimus, einer römischen Innovation unter den Theaterformen, die dank des Soloparts besonders dazu geeignet ist, dass sich die besten Tänzer aneinander messen; wie formalisiert der Rahmen eines solchen Wettstreits vor dem zweiten Jahrhundert war, ist allerdings unklar. Jones zeichnet abschliessend das vielgestaltige Weiterleben der Spiele nach dem Ende der Olympischen, Pythischen, Isthmischen und anderer berühmter Agone im vierten Jahrhundert nach. Er zeigt, dass die weite Verbreitung kostspieliger Wagenrennen und der für ihre Organisation zuständigen *factiones* nicht unbedingt auf ein zentralistisch organisiertes und staatlich kontrolliertes Spielwesen deutet, sondern dass auch lokale Sponsoren für Unterhaltung in Form von athletischen Darbietungen, Mimus und Pantomimus, Tierhetzen und Gladiatorenspielen zuständig sein konnten (wobei Letztere zuerst aufhören, wohl unter Honorius).

Während einige der konkreten logistischen Fragen, die die Einleitung stellt (z.B. nach der Versorgung der Zuschauer oder dem Unterhalt der gigantischen Mengen an Tieren, die in der Arena erschienen) weiterhin offen bleiben, erschliesst der Band viele neue und interessante Einblicke in die sozialen und ideologischen Zusammenhänge, die den *spectacula* ihre zentrale Rolle im öffentlichen Leben der Kaiserzeit und bis weit in die christliche Epoche hinein sicherten. Karin Schlapbach

*Wagner-Hasel, Beate: Eine Kulturgeschichte. Alter in der Antike.* Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2012. 241 S., 20 Abb.

Alter hat viele Gesichter. «Späte Freiheit» oder «Altersarmut» sind heute Schlagworte, wenn von der letzten Phase des menschlichen Lebens die Rede ist. Auch in der Antike lassen sich ganz unterschiedliche Aussagen zum Alter finden: Die Folgen des Alters, der Verlust körperlicher Kraft und sexueller Attraktivität, werden bedauert, die soziale Marginalisierung betont, die Nähe zum Tod beklagt. Daneben gibt es das Alterslob, die Bilder des glücklichen Alten, der – von seinen Nachkommen umringt und als Ratgeber geschätzt – Autorität ausstrahlt. Grundlage dieser Bilder waren soziale Strukturen, die Alten in unterschiedlichem Ausmass Zugriffschancen auf gesellschaftlich knappe Güter eröffneten oder diese verwehrten. Diese Vielfalt von Erscheinungsformen des Alters in der Antike steht im Mittelpunkt von Beate Wagner-Hasels (W.-H.) Darstellung.

Nach einer knappen Einleitung (9–15), in der W.-H. einen Überblick über Forschung und Quellenlage gibt, die Unterschiede der Stellung der Alten in Griechenland und Rom betont und Alter zu anderen Faktoren, die Ungleichheit begründen, in Beziehung setzt, geht es im ersten Kapitel um mythologische Figuren des Alters, die vor allem auf die Rolle der Alten als Wissensspeicher verweisen



(16–50). Gesondert geht W.-H. auf «weibliches Wissen» ein: In seiner Funktion durchaus vergleichbar wurde allerdings bei Frauen in der Ikonographie auf die Darstellung des Alters verzichtet.

Alter im politischen System behandelt Kapitel 2 (51–65): Von der Rolle Nestors in den homerischen Epen kommt sie zur spartanischen Gerusia und zu den für die attische Gesellschaft relevanten Altersgrenzen. In Rom seien die Alten im Senat privilegiert gewesen. Wichtig ist für W.-H. die Beobachtung – und das gilt auch über die hier thematisierte Auseinandersetzung zwischen Optimaten und Popularen in der späten Republik hinaus –, dass politische Konflikte häufig als «Generationenkonflikte» beschrieben worden seien.

Eng mit dem politischen System verbunden waren Altersstufenmodelle (66–90), und zwar insofern, als diese normativ den Lebenslauf des männlichen Vollbürgers abbildeten und dementsprechend stark von politischen Ordnungsmodellen geprägt waren. Für Frauen spielte hingegen vor allem die Stellung im Reproduktionszyklus eine Rolle. W.-H. verweist darüber hinaus auf eine wichtige Veränderung in der Darstellung von Frauenbildnissen in Athen vom 5. zum 4. Jh. v.Chr.: Wurden zunächst Frauen bei der Grabpflege dargestellt, so orientiert sich die Darstellung von Frauen im 4. Jh. an Motiven des Kultes und spiegelt damit die zunehmende Ausrichtung auf das Gemeinwesen. Den Gegenpol zu diesen Altersstufenmodellen stellt die literarische Altersklage dar, über die – so W.-H. – vor allem Normen zu einem angemessenen «Reproduktionsverhalten» (90) transportiert wurden.

Um Erbstrategien geht es im vierten Kapitel (91–108): Im klassischen Athen wurde Vermögen bereits zu Lebzeiten des Erblassers transferiert, wobei die Verfasserin betont, dass der genaue Zeitpunkt ebenso wenig geregelt war wie der Umfang desjenigen Anteils, den der alte Hausvater für sich zurückbehält. Insgesamt wird auf die starke Streuung von Landbesitz als Folge der bestehenden Realteilung verwiesen. Auch die Funktion der Erbtochterregelung sieht W.-H. in der Verhinderung der Konzentration von Besitz. Für Rom wird vor allem die Begrenzung der Zahl der Erben mit dem Ziel der «Sicherung der Reproduktion eines politischen Körpers» (108) herausgestellt.

Das Verhältnis der Generationen zueinander wird im Folgenden betrachtet (118–135). Dazu rekonstruiert W.-H. zunächst die demographischen Bedingungen, vor deren Hintergrund das Zusammenleben von Individuen verschiedener Altersstufen erklärbar wird. Sichtbar wird vor allem die Instabilität von Familienstrukturen. Deutlich macht die Verfasserin auch, in welchem Mass die Position des Alten von seiner sozialen Stellung abhängig war. Generationenkonflikte, wie sie die attische Komödie persifliert, interpretiert W.-H. als Zeichen für Auseinandersetzungen im politischen Raum und vertritt die These, dass sich in ihnen keine Alltagswirklichkeit spiegele.

Ein letztes Kapitel ist dem Ende allen Alterns, dem Tod, gewidmet. Was ist ein «guter Tod» und wie verhält es sich mit dem Verhältnis von Bestattungsaufwand und Macht, sind hierbei die erkenntnisleitenden Fragen. Ein knapper Ausblick (155–158) und eine umfangreiche Bibliographie (207–232) beschliessen das Buch.

W.-H. spricht in ihrer Darstellung eine Vielzahl von Phänomenen an, und so bleibt Dissens im Detail nicht aus: Dies gilt beispielsweise für den von W.-H. behaupteten Verlust des aktiven Wahlrechts für die über Sechzigjährigen in den *comitia centuriata*, für die Position des «Greises» Nestor, der doch immerhin noch so jung ist, dass er noch unmündige Kinder besitzt und den Hausvorstand nicht abgegeben hat, oder grundsätzlicher für die Frage, inwieweit aus literarischen Formen wie der Altersklage oder der attischen Komödie Rückschlüsse auf die soziale Lage der Alten zu gewinnen sind, ein Punkt, an dem sich W.-H. ausgesprochen skeptisch zeigt.

Bei solchen Einwänden aber handelt es sich aber letztlich um Beckmesserei, die nicht davon ablenken soll, dass W.-H. eine ausgesprochen nützliche Darstellung des Alters in der Antike vorgelegt hat. Es ist eine Arbeit, die Alter in die Strukturen antiker Gesellschaften überzeugend einordnet und der es gelingt, dem Leser die Vielfalt des Phänomens in der Antike vor Augen zu führen.

Jan Timmer

**Thesaurus cultus et rituum antiquorum (ThesCRA)** (publié par la Fondation pour le *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae (LIMC)*, tomes VI, VII et VIII. Getty, Los Angeles 2004–2006. Avec la parution des tomes VI, VII et VIII, s'achève la grande entreprise du *Thesaurus cultus et rituum antiquorum*, entreprise remarquable, conduite par la Fondation du *Lexicon Iconographicum*



*Mythologiae Classicae (LIMC)*, ouvrage dont ont été conservés le beau grand format et l'agréable présentation générale. L'avant-propos explique que cette entreprise n'a été possible que du fait de soutiens divers, notamment de l'Université de Bâle et de son Recteur, Antonio Loprieno, du Fonds national suisse de la recherche scientifique (FNS), du Ministère de la culture grec et de plusieurs institutions helléniques, et aussi de l'UNESCO.

Dans une introduction générale, Richard G.A. Buxton et Tonio Hölscher, directeurs de la publication, indiquent avec précision les buts de celle-ci. Ils rappellent que les tomes I à V étaient consacrés aux principales formes rituelles que l'on observe dans les mondes grec, étrusque et romain (sacrifices, prières, supplications, etc.); les tomes I à III ont traité ces formes plus ou moins indépendamment de leurs applications dans des situations spécifiques; les volumes IV et V ont traité les composantes humaines et matérielles ayant permis leur réalisation (instruments, lieux, personnels). Le but a toujours été la recherche non pas de l'exhaustivité, mais du caractère représentatif des faits décrits.

Les tomes VI à VIII se placent dans une perspective différente. Ils veulent offrir au lecteur un certain nombre de chapitres de synthèse et faire apparaître comment les diverses formes rituelles et les composantes humaines et matérielles ayant permis leur exécution fonctionnaient dans les circonstances concrètes de la vie. De fait, ces tomes présentent un aspect bien différent de celui des lexiques et encyclopédies traditionnels, où les lemmes sont différenciés de manière uniforme: d'une part, ici, une grande autonomie a été laissée aux auteurs des divers articles; d'autre part, l'accent a été mis non pas, comme dans les volumes précédents, sur la documentation, mais sur l'interprétation des faits, ceux-ci ayant été en eux-mêmes exposés dans les volumes antérieurs (d'éventuels faits complémentaires sont mentionnés en note).

Ainsi, le tome VI (570 pages, dont 126 de planches) s'attache d'abord aux différentes étapes de la vie, puis aux différentes activités courantes à l'occasion desquelles des rites étaient exécutés. La première classification envisage successivement la naissance, l'enfance et l'adolescence, le mariage, la vieillesse, la mort ainsi que la santé et la médecine, la fortune et l'infortune; la deuxième classification considère le travail, l'agriculture, l'artisanat, la chasse, la pêche et le voyage. Suit un addendum sur la musique, chapitre qui avait été prévu pour le tome II.

Le tome VII (317 pages, dont 35 de planches) est consacré «aux fêtes et aux jeux»: dans le monde grec (traits communs, divers jeux panhelléniques, images des jeux, le théâtre attique); dans le monde étrusque (jeux et sport, édifices et espaces de culte, divinités honorées), dans le monde romain (caractères, rythmes calendaires, communautés en fête, dieux honorés).

Le tome VIII (557 pages, dont 72 de planches) étudie les occasions et circonstances des activités cultuelles et rituelles, toujours dans les trois civilisations considérées: espaces publics et espaces privés, cultes domestiques, cultes publics, associations et collèges, institutions (y compris l'armée), économie monétaire, droit politique et diplomatie.

Les éditeurs ont jugé bon de consacrer un chapitre particulier, sous le titre un peu inattendu de «polarités religieuses», aux deux thèmes très actuels et ayant produit une abondante bibliographie que sont ceux du «masculin/féminin» et de l'«inclusion/exclusion».

Un dernier chapitre présente d'intéressantes interactions religieuses entre le monde classique et les civilisations voisines: Proche-Orient, Egypte, monde scythe, Thrace, Gaule et Germanie, monde ibérique. Les éditeurs ont voulu ainsi, afin d'éviter de faire apparaître le monde gréco-romain comme seul digne d'étude, faire une ouverture symbolique sur ces mondes voisins, ouverture qu'ils souhaitent voir poursuivie et amplifiée ultérieurement par d'autres chercheurs.

Ce chapitre est encore suivi d'un addendum sur «la mort et l'inhumation» en Grèce, et d'un supplément sur «les animaux et les plantes».

Les rédacteurs des différents articles du Thesaurus sont de diverses nationalités et sont souvent de grands noms des Sciences de l'Antiquité. Le Thesaurus, modèle à bien des égards pour notre recherche actuelle, l'est aussi sur le plan linguistique puisque tous les titres sont formulés en quatre langues (exemple: Birth and infancy/Naissance et petite enfance/Geburt und Kleinkindalter/Nascita e prima infanzia) et que chaque article est rédigé dans la langue de son rédacteur. Le lecteur, enfin, appréciera le grand nombre de planches dont les photographies sont, dans la tradition du LIMC, d'une



excellente réalisation: elles rendent en particulier maintes fois visibles des détails de monnaies usées, dont les catalogues antérieurs ne donnaient qu'une représentation floue. Gérard Freyburger

*Audano, Sergio: Classici lettori di classici. Da Virgilio a Marguerite Yourcenar.* ECHO Collana di studi e commenti diretta da Giovanni Cipriani 8. Edizioni Il Castello, 2012. 312 S.

Die sehr junge, von Giovanni Cipriani geleitete Reihe *Echo* setzt sich mit dem Fortleben der Klassiker der griechisch-römischen Antike auseinander sowie mit der kreativen Aneignung des Antiken durch nachfolgende Menschen, deren Werke dereinst auch in den Kanon der Klassiker aufgenommen werden sollten; dabei wird nach Emanuele Narducci der Begriff «klassisch» so aufgefasst, dass er den komplexen und weitverzweigten Weg beschreibt, den das Antike in der Zeit durchlaufen hat und noch immer durchläuft. Für die Reihe *Echo*, in deren wissenschaftlichem Ausschuss er auch sitzt, hat Sergio Audano (A.) gemeinsam mit Cipriani bereits mehrere Bände herausgegeben, Akten der alljährlichen *Giornate di studio* des 2004 von Narducci mitbegründeten und nach dessen Tod 2007 nach ihm benannten «Centro di Studi sulla Fortuna dell'Antico» von Sestri Levante, dessen Koordinator A. auch ist.

In *Classici lettori di classici* versammelt A. nun neun teils längere, teils kürzere, teilweise noch unveröffentlichte, teilweise bereits erschienene, aber völlig überarbeitete Aufsätze, die sich ganz im Sinne der Reihe mit dem Fortleben der antiken Klassiker auseinandersetzen. Der Band ist in zwei Sektionen unterteilt, deren erste sechs Aufsätze («Saggi», S. 19–242) vereint, während die zweite drei kürzere Lektürenotizen («Note di lettura», S. 243–277) umfasst. Eine reiche Bibliographie (S. 279–305), die sich durch die Berücksichtigung der aktuellsten Forschungsliteratur auszeichnet, und ein selektiver *Index locorum* (S. 307–312) runden den Band ab.

Die ersten drei Beiträge sind dem Nachleben zweier Verse aus dem 6. Buch von Vergils *Aeneis* gewidmet, die, wie A. schreibt, dank ihres Sentenzcharakters eine unabhängige, teilweise vom ursprünglichen Kontext losgelöste Tradition erfahren haben. In «Genesi e fortuna di un verso virgiliano» (S. 21–64) verfolgt A. Entstehung und Rezeption des Verses *inventas aut qui vitam excoluere per artis* (*Aen.* 6, 663) und weist zunächst in der *Aeneis* eine auf der Philosophie Ciceros (*Pro Archia poeta, Somnium Scipionis, Hortensius, Consolatio*) gründende Korrektur Vergils seiner früheren Lukrez'schen Positionen in den *Georgica* nach (*georg.* 1, 133–134. 145; *Lucret.* 5, 1448–1457), um anschliessend u. a. zu zeigen, wie Seneca (*epist.* 64 und 90) das ciceronianisch-vergilische *ars*-Konzept ausdifferenzierte und weiterentwickelte, Laktanz (*inst.* 1, 18) dann dessen moralische Dimension bewusst ausblendete, indem er Vergil mit Vergil kontaminierte, bis schliesslich Petrarca im *De vita solitaria* den Kompromiss zwischen Vergil und Laktanz suchte und dadurch den Weg für die neuzeitliche Auslegung des Verses ebnete, die A. bis zur Legende der Nobelpreis-Medaillen nachverfolgt.

Der nächste, zweigliedrige Beitrag, «Bruto e il lungo percorso di una *sententia* virgiliana» («Parte I»: S. 65–86, «Parte II»: S. 87–162) untersucht hingegen das Nachleben des Verses *vincet amor patriae laudumque immensa cupido* (*Aen.* 6, 823). A. zeigt darin auf, wie bei Vergil angelegte Spuren – zum einen die konstitutive Zweideutigkeit der V. 117–118, *vis et Tarquinius reges animamque superbam | ultoris Bruti*, in denen *superbus* sowohl Tarquinius' *insolentia* als auch Brutus' φιλοτιμία beschreiben kann, zum anderen die zwiespältige Tragödie des *infelix* Brutus, der das Leben der eigenen Söhne auf dem Altar der Freiheit opfern muss – durch die Zeiten unterschiedlich gedeutet worden sind: Ausgehend von Augustins politischer und daher auch moralischer Verurteilung «heidnischer» Werte nach dem «Fall» Roms (*civ.* 3, 16; 5, 18) untersucht A. dann das Motiv des Tyrannenmordes bei Thomas von Aquin, Niccolò Machiavelli, Francesco Guicciardini und Bernardo Segni, um schliesslich den Gründen für Vittorio Alfieris scharfe Kritik an Vergil, der sich in den Augen des Astigianer Tragikers Augustus' Regime gebeugt hatte, in der Tragödie *Bruto primo* und im Traktat *Del principe e delle lettere* nachzugehen.

Im vierten und im fünften Beitrag setzt sich A. anschliessend mit der Antikenrezeption in der jüngeren und jüngsten Geschichte Italiens auseinander. In «Leggere l'Antico dopo Alfieri: Le ambiguità di Massimo D'Azeglio ne *I miei ricordi*» (S. 163–194) legt er dar, wie der Exponent des italienischen Risorgimento Massimo D'Azeglio (1798–1866) die jesuitische Schulbildung mit ihrer



Vorliebe für antiquarische Studien als steril verurteilte und in ihr sogar ein Instrument klerikaler Zensur erkannte, und zugleich auch die klassizistische Literatur ablehnte und besonders am oben genannten Alfieri Kritik übte, weil dessen Tragödien in seinen Augen die revolutionäre Sektiererei schürten. Die «moderne» Ablehnung klassizistischer Sujets ist beim gereiften D'Azeglio entsprechend Ausdruck einer moderaten politischen Haltung, die auch der Idee eines geeinten Italien mit Rom als Hauptstadt mit Skepsis begegnete.

In «Mito e antimito di Roma nella questione meridionale: Riusi virgiliani nel *Cristo si è fermato a Eboli* di Carlo Levi» (S. 195–223) führt A. dagegen vor, wie die Faschisten den «vergilisch-augusteischen» Mythos eines römischen Weltreiches ideologisch und machtpolitisch missbrauchten. Deren totalitärer Mythologie setzte Carlo Levi, bedeutender Regimegegner, der 1935 in die süditalienische Konfination verbannt wurde, einen ländlich-archaischen Antimythos entgegen. In seiner Deutung der zweiten Hälfte der *Aeneis* setzt Levi die gewissermassen noch im magisch-totemischen Denken verhafteten lukianischen Bauern, denen er in seinem Exil begegnete, mit der mythischen italischen Urbewölkerung gleich, während die Militärtheokratie der trojanischen Eroberer in den Expansionskriegen des faschistischen Regimes seine Entsprechung findet. In der Ablehnung des von Rom aufgezwungenen «aeneadischen» Mythos durch die ländliche Bevölkerung Lukaniens führt Levi mit schonungsloser Deutlichkeit die bis heute noch ungelöste Frage des Mezzogiorno, der nie vollständig in die rechtstaatlichen Strukturen integriert werden konnte, vor Augen.

Die nächsten drei Beiträge sind einer gänzlich neuen Thematik geweiht und widmen sich der Trostliteratur und dem Motiv der *mors immatura*. In «Eraclito e l'eterno ritorno nei *Mémoires d'Hadrien* di Marguerite Yourcenar» (S. 225–242) zeigt A., wie in Yourcenars Roman (1951) Hadrian beim Tod seines jungen Geliebten Antinoos mit der traditionellen Trostopik bricht und seine innere Suche, die sich gegen den Überbau philosophischer und theologischer Theorien auflehnt, zum Spiegel für die Sinnkrise der unmittelbaren Nachkriegszeit wird. «Gli eccessi smansiosi del dolore: Riuso epigrammatico di un *topos* consolatorio» (S. 245–251) hingegen behandelt Martials Erotion-Triptychon (Mart. 5,34; 5,37; 10,61). In «Due note su Petrarca e il genere consolatorio» (S. 253–267) wiederum spricht sich A. zunächst überzeugend für eine Rezeption Ciceros (mittels einer *amplificatio* von *rep.* 6,14 zur *correctio continuata*), dann weniger zwingend für eine Rezeption Catulls (als *oppositio in imitando* von Catull. 3) in Petrarcas Trostbrief *Fam.* 14, 3, 6 aus, um anschliessend eine Stelle aus dem *Triumphus Temporis* (136–138) vor dem zweifachen Hintergrund der *Sententia Sileni* (Cic. *Tusc.* 1, 114) und des biblischen Qohelet zu stellen.

Im neunten und letzten Beitrag, «*Sacra profanis miscere*: Suggestioni lucreziane nel testo di un mottetto sacro di Niccolò Porpora» (S. 269–277), schliesslich identifiziert A. in Lukrez' *Venus hymnus* den Subtext der Motette *In coelo stelle clare* (1744) des neapolitanischen Komponisten Nicola Porpora (1686–1768). Stimmt A.s Hypothese, wäre das pikant, würde doch der Epikureismus den Hintergrund eines religiösen Gesangs in posttridentinischer Zeit bilden. Mit Lukrez kehrt das Buch denn auch zu seinem Anfang zurück, und der Kreis schliesst sich.

Die grösste Stärke dieses Buches ist zugleich auch seine grösste Schwäche: Kann man sich auf der einen Seite nicht des Eindrucks erwehren, dass die Zusammenstellung und die thematischen Schwerpunkte einigermassen beliebig und durch die persönlichen Interessen und Vorlieben A.s diktiert sind, macht gerade die thematische Vielfalt das Buch besonders reizvoll: Es ist bewundernswert, wie leichtfüssig A. durch die Jahrhunderte schreitet und dabei mit grossem Sachverstand und Feingespür das Nachleben der klassischen Antike kundig und facettenreich vorzustellen versteht. Da tun die wenigen «kosmetischen» Makel – Redundanzen, hybride Graphien in lateinischen Zitaten, typographische Unschönheiten (schwer wiegen die Witwen auf den S. 63, 144 und 277) und die sehr bedauerliche, durch ein *errata corrige* angezeigte Verschiebung um zwei Seiten aller Angaben der *loci* ab S. 163 im *Index locorum* – dem hohen philologischen Niveau des Buches keinen Abbruch. Einer deutschsprachigen Leserschaft, die nicht in den «klassischen» Studien der «Lettere» beheimatet und mit der italienischen Literatur und Geschichte nicht vertraut ist, wird sich das Werk teilweise zwar nur schwer erschliessen – der klassische Philologe wird mit Vorteil die ersten drei Beiträge und die Notiz zu Martial lesen, während die übrigen Beiträge eher Komparatisten, Italianisten oder die interessierte Leserschaft der *Italianisants* ansprechen dürfte –, doch ist



dem Buch, gerade wegen der bedeutenden Themen, die es anspricht, auch jenseits der Alpen eine breite Leserschaft zu wünschen.  
Christian Guerra

*Haake, Matthias/Harders, Ann-Cathrin* (Hgg.): **Friedrich Münzer. Kleine Schriften**. Mit einer Einführung von Karl-Joachim Hölkeskamp. Franz Steiner, Stuttgart 2012. XLVI, 578 S.

Friedrich Münzer, von 1902 bis 1912 Professor für Lateinische Philologie an der Universität Basel, dann Professor für Alte Geschichte in Königsberg und zuletzt von 1921 bis 1935 in Münster, hat mit der Bearbeitung des politischen Personals der römischen Republik für die *RE* ein bleibendes Fundament für alle weitere Forschung geschaffen und mit seinem Werk *Römische Adelparteien und Adelsfamilien* (Stuttgart 1920) für mehr als ein halbes Jahrhundert bahnbrechend gewirkt. Die verdienstvolle Biographie von Alfred Knepper/Josef Wiesehöfer, *Friedrich Münzer. Ein Althistoriker zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus* (Bonn 1983) –, wird nunmehr durch die Herausgabe seiner *Kleinen Schriften* in wünschenswerter Weise ergänzt. Sie bieten eine gute, wenngleich nicht unkritische Würdigung des Münzerschen Œuvre durch einen seiner besten Kenner, Karl-Joachim Hölkeskamp, und dann 42 Aufsätze, gegliedert in die Kapitel: Prosopographie und Epigraphik – Geschichte – Historiographie – Studien zu Plinius dem Älteren (dessen Quellen war bereits die Dissertation M.s, Berlin 1897, gewidmet) – Philologica – Varia: Nachruf und Programmatisches.

Sämtliche Aufsätze beeindruckten durch die unprätentiöse Meisterschaft, mit der jeweils alle verfügbaren, bis zu den entlegendsten, Quellen zu einem stimmigen Bild zusammengefügt werden. Viele der Ergebnisse sind noch heute Stand der Forschung oder in jedem Fall sehr bedenkenswert. Erwähnt seien nur die Studien zu *Atticus als Geschichtsschreiber* (1905) und zur *Fanniusfrage* (1920) oder auch ein philologisches Kabinettstück wie *Ein unverstandener Witz bei Varro, R.R. II 5,5* (1926). Seinen Lehrer Otto Hirschfeld und seinen Vorgänger in Münster, Otto Seeck, hat M. verständnisvoll gewürdigt (1922). In letzterem Fall zeigt sich auch der Patriot M., der unter der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg, dem politischen Umbruch in Deutschland 1918/19 wie unter dem Friedensvertrag von Versailles gelitten hat. Es ist bedauerlich, dass seine beiden davon geprägten kleinen Monographien *Die politische Vernichtung des Griechentums* (Leipzig 1925) und *Die Entstehung des römischen Prinzipats* (Münster 1927) nicht Eingang in die Sammlung gefunden haben. Die folgende Woge von Hass und Rachsucht hat M. freilich nicht vorausgesehen. Sie hat ihn in das Lager Theresienstadt geführt, wo er am 20. Oktober 1942 gestorben ist. Helmuth Graf von Moltkes berühmte Devise *Mehr sein als scheinen* gilt auch für seine Haltung als Forscher.  
Jürgen v. Ungern-Sternberg

**Actes du 26<sup>e</sup> congrès international de papyrologie. Genève, 16–21 août 2010.** Textes réunis par *Paul Schubert*. Recherches et rencontres, 30. Droz, Genève 2012. XXV, 840 S., zahlreiche Abb.

Organisateur du 26<sup>e</sup> congrès de l'*Association internationale de Papyrologues* (AIP) tenu à Genève en 2010, le Prof. Paul Schubert en publie les actes dans ce splendide volume paru en un temps record et prêt bien avant le congrès suivant (qui vient de se tenir à Varsovie en août 2013). Le présent volume réunit 109 des 191 communications qui furent présentées à cette occasion, ainsi que la conférence inaugurale du Prof. Roger S. Bagnall, président de l'AIP. Par souci de commodité, les communications sont publiées selon l'ordre alphabétique du nom de leur(s) auteur(s), ce qui a toutefois pour inconvénient de faire perdre les liens thématiques qui peuvent exister entre elles. Heureusement, ce désavantage est compensé par le choix judicieux de publier, en tête du volume, le programme complet du congrès, avec ses subdivisions en séances thématiques. De façon compréhensible, vu la variété des sujets abordés, le volume est dépourvu d'index. La grande majorité des communications concernent la papyrologie documentaire, même si les papyrus littéraires sont bien représentés (et notamment la question toujours très débattue de l'authenticité du fameux «papyrus d'Artémidore»). L'essentiel des papyrus discutés sont en grec et en latin, mais on compte aussi quelques exemples de textes en démotique, en copte et en arabe. Très riche, ce volume d'actes permet une nouvelle fois de mesurer l'extraordinaire apport de la papyrologie à notre connaissance du monde antique, dans les domaines les plus variés: littérature, rhétorique, linguistique, onomastique, musique, éducation, anthropologie, histoire, économie, droit, administration, fiscalité, armée, religion, Christianisme, et bien d'autres. Certaines communications abordent des questions plus techniques, comme la matérialité des papyrus,

les fouilles archéologiques en cours, l'état des collections, les outils de travail et, tout particulièrement, les nouvelles technologies digitales, en constante évolution. D'autres s'interrogent sur l'avenir de la discipline, pour lequel on ne devra toutefois pas se faire trop de souci, tant le présent volume en démontre avec éloquence la vitalité et l'intérêt sans cesse renouvelé. Thomas Schmidt